



partisanen

TRANSIT; EIN WESTLICHER BLICK IN DEN ÖSTLICHEN SPIEGEL

Eine tiefe Faszination üben die kulturellen Eigenheiten und entschleunigten Lebensformen des ländlichen und kleinstädtischen Osteuropas, die unserem westeuropäischen Kulturkreis in seiner Betriebsamkeit und seinem Ökonomiestreben nicht mehr immanent zu sein scheinen, auf den in Dresden und Cambridge lebenden Fotografen, Matthias Schumann aus.

Die Überformungen und Transformationen im ehemaligen Ostblock, die auf Grund des politischen, sozialen und kulturellen „Transits“ entstehen und die Auswirkungen auf den Menschen, macht er zu seinem Thema, fängt sie mit seiner Kamera ein und gibt sie an den Betrachter weiter.

Der Begriff Transit entlehnt seinen Wortstamm dem lateinischen Präfix ‚trans‘ für ‚Darüber hinaus‘ oder ‚jenseits‘ und dem Verb ‚ire‘ für ‚gehen, reisen‘. Dies bezieht sich sowohl auf die Entwicklung des Fotografen während seiner Reisen, als auch auf die Vielfältigkeit der osteuropäischen Entwicklungen.

Die Arbeiten Schumanns zeigen mehr, als das visuelle Abbild Osteuropas der vergangenen 20 Jahre. Sie entfalten ‚darüber hinaus‘ eine starke Aura, der man sich schlecht entziehen kann. Vielmehr entwickeln sich beim betrachten - wie von selbst - Geschichten im Kopf des Betrachters. Ahnungen eines Lebens, ‚jenseits‘ westeuropäischer Normen und Möglichkeiten.

Schumanns Bilder sind nicht zwingend dokumentarisch zu verstehen, wenngleich die festgehaltenen Zustände Zeitdokumente von sich mehr und mehr auflösenden oder besser sich transformierenden Kulturen bleiben werden.

Neben der Hinterfragung von Klischees, von denen heute niemand glaubt, dass es sie so tatsächlich noch gibt, wie es beispielsweise das Portrait des alten Kosacken auf dem Titelbild dieser Ausgabe offenbart, interessieren Schumann auch das Nebeneinander von Kulturen und deren Übergänge. Diese sind auch auf dem Portrait der letzten Seite zu finden. Eine Burjatin „verneigt“ sich in der südsibirischen Stadt Ulan-Ude vor Coca Cola - der westlichen Kulturikone des 20. Jh.

Schumann findet und belichtet seine Gegenüber auf respektvoll, ironische Weise. Einige seiner Arbeiten sind formal so komponiert, dass sie eine starke plakative Kraft entwickeln. Doch findet Schumann seine Bilder zufällig mit dem Blick eines Flaneurs.

Dafür aber braucht es Zeit. - Zeit, den Osten zu bereisen, ihn zu begehen, sich seiner Vielfalt zu widmen. Wie anders, wie bizarr, wie tragisch, wie stolz, wie schön, wie melancholisch.

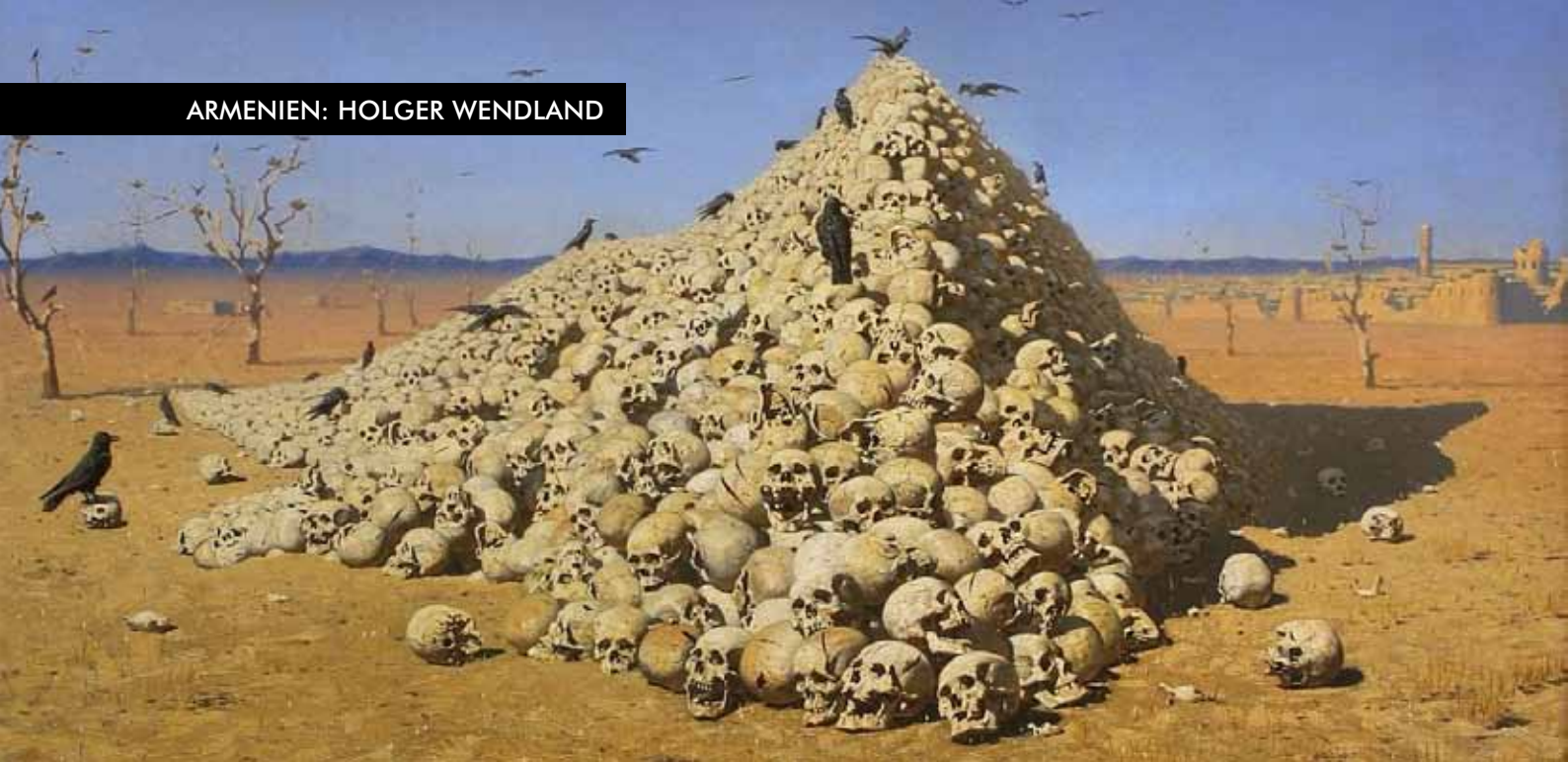
Sabine Zimmermann-Törne, Kuratorin, Dresden



KULTUR 10 Jahre AKTIV

partisanen 3

Almanach für Unangepasstes



Wassili Wassiljewitsch Wereschtschagin (1842–1904) „The apotheosis of war“

**SCHICKSAL,
DU TÄUSCHST DEN MENSCHEN,
GRÄBST TÄGLICH DAS GRAB FÜR IHN.
WENN DU DAS RAD ZERSCHMETTERST,
ROLLT'S NICHT MEHR LEICHT DAHIN.**

Deutsch von Horst Lothar Teweleit

So dichtete fatalistisch der armenische Poet FRIK im 13. Jahrhundert. Er erlebte hautnah die Okkupation des Landes durch die Mongolenreiterheere.

Im 20. Jahrhundert schrieb Jeghische Tscharenz in seinem Poem „Für Armenien“:

*Tausend und eine Wunde hast du gesehen – und wirst du noch sehen,
Von tausend Völkern die Faust hast du gesehen – und wirst du noch sehen.*

Deutsch von Konrad Kuhn

Zwischen beiden Poemen liegen Jahrhunderte, aber Schmerzen, Todsschlag, Okkupation und Vertreibung, Folter und Unterdrückung, Progrome bis hin zum Genozid bilden eine Grunderfahrung in Religion, Kultur und Kunst der Armenier. Jeghische Tscharenz selbst hat „die Faust der tausend Völker, die Faust des Vaters der Nationen, des ‚weisen‘ Generalissimus Stalin“ am eigenen Leibe gespürt: Er verlor sein Leben durch das System des großen Terrors.

SCHUSCHI* – SCHUSCHA**

Schuscha wurde durch einen Festungsbau im 18. Jahrhundert im damaligen Khanat Karabach gegründet. Kriege, Morde, Massaker blieben in der Folgezeit nicht aus. Vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn des ersten Weltkrieges stand das gesamte Khanat unter russischem Protektorat. Die Stadt selbst wuchs zu einem wichtigen kulturellen und wirtschaftlichen Zentrum sowohl der Armenier als auch der Tartaren/Azeris in der Region heran.

Ein Reisender des 19. Jahrhunderts beschreibt eine schiitische Prozession, ähnlich anschauend und bluttriefend wie bei Karl May „Im Reiche des silbernen Löwen“:

„Lange und gellende Rufe ‚Hussein! Hussein!‘ kündigten das Herannahen der Prozession an. Voran schritten einige Hundert sogenannter Selbstpeiniger oder Verzückter. Sie gingen zu Zwei in der Reihe, einen scharfen Säbel, dessen Schneide gegen das Gesicht gekehrt war, in der rechten Hand. Die Stirn- und Kopfhaut dieser Fanatiker war buchstäblich zerfetzt und hing in Lappen herab; das Blut floß aus den Wunden und das ganze Gesicht war mit in der Sonnenhitze geronnenen dunkeln Blutklumpen bedeckt, sodaß aus den verschwollenen, verzerrten Zügen nur die großen, wilden, geisterhaft weit geöffneten Augen und die zusammengekniffenen Zähne unheimlich hervorstierten. Die Sektierer waren in weiße, dichtgestreifte, lange Gewänder gehüllt, über welche das herabsickernde Blut sich reichlich ergoß. Neben diesen Fanatikern gingen die Haupthelden des Drama's einher, die nach dem Ruhm geizten, es dem Märtyrer Hussein gleichzutun, ja ihn womöglich noch zu übertreffen. Sie sind, um



Wassili Wassiljewitsch Weretschagin (1842–1904) „Derwische“

dieses zu erreichen, bereit, sich jeder nur erdenklichen Folter auszusetzen und bringen sich mit haarscharfen Waffen tiefe Wunden in ihren halbnackten Körpern bei. Ihr Gesicht steckt voll spitzer hölzerner Pflöcke, die sie durch Stirn- und Wangenhaut bohren; selbst über dem

* armenisch, ** kyrillisch/aserbaidzhanisch und russisch

Ohr, an welchem kleine Schlösser und zusammengelegte runde Spiegelchen hängen, starren die Pflöcke hervor. Aehnliche Spiegel hängen an Drahtaken, welche durch die Haut an die Brust, Armen und Leib gezogen sind. Zwei gekreuzte doppelschneidige Dolche sind an Brust und Rücken dem Körper so nahe befestigt, daß deren Schneide jeden Augenblick die Haut verletzen kann; an den Seiten kreuzen sich zwei Säbel, an welchen schwere eiserne Ketten herabhängen, auf dieselbe Weise. (...) Bei der ganzen Ceremonie waren eigentlich nur fünf oder sechs Fanatiker, die sich auf eine wahrhaft entsetzliche Weise der Folter unterwarfen; bei vielen schien mir die Sache verdächtig, jedenfalls nicht halb so schlimm, als man vermuthen sollte. (...) Die übrigen Theilnehmer an der Prozession spielen die Rollen von Verzückten. Sie sind in Trauergewänder gehüllt; ihr kurzer schwarzer oder violettfarbiger Kaftan ist auf der Brust gewöhnlich aufgeklopft, um dieselbe unter durchdringendem, gellendem Geschrei besser mit den Fäusten zerschlagen zu können. Einige, damit noch nicht zufrieden, nehmen Steine und schlagen so lange auf ihre Brust, daß diese ganz roth und wund wird. Scharenweise strömt das Volk hinter ihnen drein und ruft: ‚Das sind unsere Gerechten, das sind die Beschützer unseres Glaubens.‘ (...) Endlich hinter Allen, erscheint der Sarg des Imam, welchen man mit den größten Ehrenbezeugungen trägt. Den Imam stellt eine reichgekleidete Puppe ohne Kopf dar, an deren Hals unter den Kleidern Kuhsehnen, mit daran befestigten Fleischfetzen, hängen. Die ganze Brust derselben ist mit Pfeilen durchspickt. Zu beiden Seiten hängen zwei zappelnde und sich sträubende lebendige Tauben als Sinnbild der Unschuld. Am Fußende des Sarges befindet sich ein knieender, vom Kopf bis zu den Füßen in ein weißes, blutbedecktes Grabtuch gehüllter Knabe. Für Augen und Mund sind Einschnitte in dem Tucho und aus dem Mundloche hängt eine lange rothe Zunge hervor, zum Andenken an den

Augenblick, wo Hussein und seine Familie vor Durst fast verschmachtet wären. Eine zahlreiche Menge begleitet laut heulend und schreiend diese kostbare Last. (...) Während der ersten neun Tage des Monats Moharem, in welchem (im 61. Jahre der Hedschra) Hassun und Hussein ermordet wurden, rennen die Tartaren in Schuscha wie Verrückte schreiend und tanzend umher; der zehnte Tag ist ausschließlich der Todesfeier geweiht. Die ganze Zeit hindurch beobachten sie ein strengstes Fasten und essen von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nichts; die Frömmsten rasiren sogar weder Kopf noch Bart, rauchen nicht, besuchen keine Bäder und unternehmen keine Reise. Wenn sie am Tage nicht schlafen, widmen sie sich allerlei Dingen und Gesprächen, welche für fromm gelten. Dafür entschädigen sie sich aber, sobald die Abenddämmerung einbricht; dann essen sie und rauchen ihre Nargileh (Wasserpfeife) bis tief in die Nacht hinein.“

Lankenau, v., H. und Oelsnitz, v.d., L. Vol II: Das russische Reich in Asien; Leipzig 1877 S. 50 – 53

Der Maler Wassili Wassiljewitsch Wereschtschagin, der den Peredwischniki nahe stand, beschrieb den normalen tartarischen Alltag einer Teegesellschaft eines Kaufmanns in Schuscha:

„Der Salon war nicht groß, aber recht elegant. Die Eingeladenen saßen an den Wänden entlang und sahen Alle so ernsthaft aus, daß man hätte glauben können, sie wären in die tiefsten Betrachtungen versunken; fast alle rauchten entweder einen Tschibuk oder eine Nargileh; Einige spielten mit dem Rosenkranze. Man setzte uns Thee und Pilau vor. Gewöhnlich hat das Haus eines reichen Tartaren zwei Geschosse; in dem untern befinden sich die Stallungen, Küche und die Zimmer für die Dienerschaft;

der obere Stock, in welchem die Familie wohnt, hat in der Regel einen großen Balkon, zu welchem eine hölzerne Treppe hinaufführt. Von dieser aus tritt man in ein kleines Vorzimmer, und in demselben läßt man die Fußbekleidung, ehe man eintritt. Wer nicht zu den näheren Bekannten des Hausherrn gehört, tritt durch dieses Vorzimmer ein; Hausfreunde steigen ohne Weiteres durch ein großes Fenster ein, welches vom Fußboden bis zur Decke reicht. Dieses Fenster gilt für den besten Schmuck des Hauses und nimmt manchmal für sich allein eine ganze Wand ein, sodaß Licht genug ins Zimmer fällt. Ein Theil der Farben besteht aus farbigem Glase, und sie sind derart eingerahmt, daß das Ganze an Spitzenarbeit erinnert. Den unteren Theil des Fensters kann man in die Höfe schieben. Wände und Decken des Zimmers sind mit Arabesken nach persischen Zeichnungen verziert. In den Nischen sind allerlei Sachen von Glas und Porzellan aufgestellt, dann auch kleine Koffer und allerlei Kästchen; an den Wänden entlang liegen Polster; der Herd, über welchem der persische Löwe prangt, ist mit hellen Farben gemalt. Er dient übrigens lediglich als Zimmerschmuck, weil niemals Feuer in ihm brennt, denn man heizt mittels Manegalis, metallner Becken, die mit glühenden Kohlen gefüllt werden. Die Tartaren sind an den dadurch verursachten Rauch gewöhnt. Der Salon eines reichen Tartaren macht, um das noch einmal zu sagen, einen recht angenehmen Eindruck; es giebt aber auch, wie überall in der Levante, eine Kehrseite, welche sich freilich Anfangs dem Blick entzieht. Der Empfangssaal ist elegant, die Familienzimmer sind schmutzig und ohne alle Bequemlichkeit. Im Hause gehen Mutter und Kinder unsauber und schlampig einher, auf der Straße aber erscheinen sie wohlbekleidet. In ähnlicher Weise, wie die Wohnungen, sind die Kaffeehäuser eingerichtet, in denen man, nach orientalischem Gebrauche, einen Theil des Tages in süßem Nichtsthun zuzubringen liebt. Je nach dem Wohlstande der Besucher

sind dergleichen Kaffeehäuser natürlich mehr oder minder kostbar ausgestattet.“

Lankenau, v., H. und Oelsnitz, v.d., L. Vol II: Das russische Reich in Asien; Leipzig 1877 S. 54





SCHUSCHA - PROGRAM

Aserbaidshische und türkische Truppen zerstörten 1920 das armenische Viertel der Stadt und ermordeten die Einwohner. Kaum einer überlebte.

Als 1930 der Dichter Ossip Mandelstam und seine Frau Nadeshda nach Berg Karabach reisten, entdeckten sie einen „endlosen Friedhof“ und die Totenstadt, den seelenlosen Kokon ... beide reisten per Kutsche, mit dem Ledergesichtigen, dem Pesthauch-Präsidenten, dem „pockennarbigen Teufel“; Schuscha-Program und Stalin – eine Seelenangst.

*Schrecklich war es anzuschauen,
Einer Ledermaske gleich,
Und es jagte uns mit rauem
Gurgelton durchs Totenreich.*

*Rumpel-Pumpel, Krach und Stöße,
Ringsherum kein Stock, kein Steg,
Doch er gab sich keine Blöße,
Fand zu Hütten einen Weg...*

*Nur: mir rauscht der Kopf am Ende
Und ich ruf zur Teufelsbrut,
Ruf zum Pesthauch-Präsidenten,
Halt doch ein, es ist schon gut.*

*Er jedoch, ohne Bedenken,
Nasenlos und frohen Muts,
Lenkt uns weiter – karussellgleich
Dreht die Erde sich um uns.*

Ossip Mandelstam
Der Kutscher

*Auf dem hohen Bergpass haben,
In der Muselmänner Land,
Mit dem Tode wir getafelt,
Was wir sahn, war allerhand:*

*In Schuschà, der Stadt der Räuber,
In Nagorny Karabach,
Sah die Spur ich alter Gräuel,
Hab ich Seelenangst gehabt:*

*Ja, ein Kutscher-Ungeheuer,
Finster, ausgedörnt, verstockt,
Saß, als wäre es des Teufels
Tagelöhner auf dem Bock.*

*Vierzigtausend tote Fenster
Haben mich da angeschaut,
Seelenloser Kokon dessen,
Was einst Menschenhand gebaut.*

*Manchmal schrie er nur arabisch,
Manchmal „Zo“, ganz ohne Sinn,
Sein Gesicht war eine Narbe,
Er verbarg's, so gut es ging.*

*Schamlos-nackt, in rotem Schimmer,
Lag es da, das Räubernest,
Und darüber war der Himmel
Eine dunkelblaue Pest.*

KULTURAKTIV

Vier KulturAktivisten bereisten 2005 erstmals Nagorny Karabach. Vier Dezennien später sahen wir sie immer noch in Schuschi, „Vierigtausend tote Fenster“.

„Hey, seid ihr die Band aus New York City, auf die wir schon seit Wochen warten?“, begrüßte uns der Gitarrist und Leader der wohl einzigen staatlichen Rockband der Welt, Gagik Azakelyan.

Schnell wurde das Missverständnis aufgeklärt und Gagik organisierte für uns einen Parforce-Ritt durch das musikalische Karabach. Wir lernten den ausgezeichnet deutsch sprechenden Dirigenten des Sinfonieorchesters kennen, der sich auf eine Mozart-Aufführung vorbereitete. Das hervorragende Kammerquartett, mit einem Meisterschüler Mstislaw Rostropowitschs besetzt, musizierte für uns Bach, Beethoven und Komitas, der Nationalchor von Nagorny Karabach gab ein Konzert in armenischer und deutscher Sprache, die Jazz Big Band spielte im großen Saal der Musikakademie und zur Nachtsession lud uns Gagik mit seiner JazzRockband bis in die frühen Morgenstunden ein.

Dazwischen trafen wir den wohl einzigen Rapper Karabachs und knüpften Kontakte mit jungen, hervorragend deutsch sprechenden Frauen, die sich in einem Klub mit eigenen Unterrichtsräumen und einer kleiner Bibliothek regelmäßig zum Lernen treffen.

Ein Jahr später schrieb KulturAktiv eine Journalistenreise aus. Ein Filmteam und Radiojournalisten begleiteten uns. Das mediale Echo war überwältigend. Features und Reportagen sendeten Deutschlandfunk, Deutschland Radio Kultur, der WDR und die Deutsche Welle, selbst der mdr bezahlte einen kleinen Fernsehbeitrag.

Jan-Uwe Stahr vom Berliner Grenzgänger Journalistenbüro stellt uns Auszüge aus seiner Funkreportage „Der kaukasische Krisenkreis – die selbsternannte Republik Berg Karabach feiert ihr 15-jähriges Bestehen“ zur Verfügung:

„Auf der Fahrbahn nach Berg-Karabach: drei Männer auf Maultieren. Die Tiere sind als Transportmittel wieder gefragt, denn der technische Fortschritt, den einst die Sowjetunion brachte, liegt vergammelt am Straßenrand: verrostete Lastwagen, Traktoren und Mähdröser. Siebzig Jahre lang gehörte der Südkaukasus zur Sowjetunion. Dann, Anfang der 90er-Jahre, kam für die Länder hier im äußersten Südosten Europas die Unabhängigkeit. Auch für das christliche Armenien und sein muslimisches Nachbarland Aserbaidschan. Aber mit der neugewonnen Freiheit kehrte ein alter Konflikt zurück: der Streit um Berg-Karabach, eine Region von der Größe des Saarlandes.

Seit 1921 gehörte das östlich von Armenien gelegene und mehrheitlich von Armeniern bewohnte Gebiet zur Sowjetrepublik Aserbaidschan – ein Beschluss, der unter Stalin getroffen wurde. (Der Pole Ryszard Kapuscinski sammelte 1990 armenische Stimmen in seinem Buch „Imperium Sowjetische Streifzüge“: „Stalin hat es verstanden, Öl ins Feuer zu gießen. Er wusste, dass Bergkarabach immer ein Zankapfel zwischen Türken und Armeniern sein würde. Daher hat er auch Bergkarabach nicht mit Armenien vereint, sondern uns mitten in Aserbaidschan belassen, unter der Herrschaft Bakus. So konnte Moskau den obersten Schiedsrichter spielen.“ Einschub d. R.)





1991 erklärten dann die Armenier von Berg-Karabach ihre staatliche Unabhängigkeit. Der anschließende Krieg mit Aserbaidschan kostete rund 40.000 Menschen das Leben, über eine Million verloren durch Vertreibung ihre Heimat – Aserbaidschaner wie Armenier. Seit 15 Jahren herrscht nun ein Waffenstillstand. Aber einen wirklichen Frieden gibt es nicht. Aserbaidschan besteht auf die Rückgabe von Berg-Karabach. Immer wieder kommt es zu bewaffneten Zwischenfällen an den Demarkationslinien. Die einzige Verbindungsstraße von Armenien nach Berg-Karabach führt durch ein felsiges Niemandsland. Aus dem Autofenster sieht man eine menschenleere Stadt. Hunderttausend Menschen sollen hier gewohnt haben – Aserbaidschaner. Die armenische Armee hat sie Anfang der 90er-Jahre vertrieben, um einen sicheren Korridor nach Berg-Karabach zu schaffen. Wenige Kilometer weiter östlich: Eine breite Schlucht, überspannt mit Stahlseilen, zum Schutz vor feindlichen Hubschraubern.

Eine Kolonne schwerer Motorräder ohne Nummernschilder überholt. Die wilden Fahrer tragen martialische Rockerkluft, aber keine Helme. Hier, im Niemandsland, können sie richtig Gas geben, denn die Straße nach Berg-Karabach ist neu und in einem sehr guten Zustand für südkaukasische Verhältnisse. Sie wurde nach dem Krieg, Mitte der 90er-Jahre, mit Spendengeldern von Auslands-Armeniern, vor allem aus den USA und aus Frankreich, gebaut.

Am Straßenrand: blumengeschmückte Gräber von gefallenen armenischen Soldaten. Die armenische Kirche von Schuschi, aus weißem Granit, diente den aserbaidschanischen Truppen im Krieg als Waffenlager. Die muslimischen Kämpfer wussten, dass ihre christlichen Gegner niemals die eigenen Kirchen angreifen würden, obwohl hier oben in der Stadt Schuschi die Kanonen standen, die das tiefer gelegene Stepanakert beschossen

– die Hauptstadt von Berg-Karabach.

(„Falls wir überleben“, ertönen mehrere Stimmen. Um mir zu zeigen, daß das gar nicht sicher ist, führt mich der Hausherr zum Fenster. Es ist schon dunkel. Am Himmel hoch über uns blinken Lichter. „Dort oben, auf diesem Berg“, sagt er, „ist das aserbaidschanische Städtchen Schuscha. Wir liegen wie auf dem Präsentierteller vor ihnen, sie können uns jederzeit abschießen.“ Ryszard Kapuscinski: „Imperium“ Stimmen aus Stepanakert 1990, Einschub d. R.)

Heute gibt es keine Aserbaidschaner mehr in Schuschi. Die christliche Kirche wurde 1998 renoviert. Die nur wenige hundert Meter entfernten Moscheen dagegen verfallen.

In Sichtweite der renovierten Kirche stehen vierstöckige Mietshäuser, einige noch immer mit ausgebrannten Fensterhöhlen, andere notdürftig repariert. Vor dem Krieg wohnten hier vor allem Aserbaidschaner. Sie wurden von den Armeniern vertrieben. Nun dient die Siedlung Armeniern als Unterkunft, die aus der rund 300 km entfernten aserbaidschanischen Hauptstadt Baku vertrieben wurden.

Die Stimmung unter den Vertrieben ist schlecht. Viele Kinder sind krank. Eine medizinische Versorgung sei nicht bezahlbar, klagen die Frauen, die zusammen mit ihren Kindern vor den Häusern auf der Straße kauern. Noch nicht einmal für das tägliche Leben reiche das Geld.

Stepanakert ist die Hauptstadt von Berg-Karabach, benannt nach einem armenischen Sowjet-Revolutionär. Die Bomben und Artillerie-Schäden in der 45.000-Einwohner-Stadt sind 15 Jahre nach dem Krieg weitgehend beseitigt. Aber im Vergleich zu Eriwan, der kapitalistisch glitzernden Hauptstadt von Armenien, wirkt Stepanakert grau und zurückgeblieben, noch immer ein wenig verhaftet in der Sowjet-Zeit, mit seinen trostlosen

Betonfassaden, den heroischen Soldatendenkmälern und den vielen alten Autos aus russischer Produktion. Früher gab es in Stepanakert einmal eine bedeutende Textil- und Teppich-Industrie. Heute sind die größten Arbeitgeber das Militär und die staatlichen Verwaltungen. „Um das zu ändern, habe sich die Regierung sehr bemüht ein gutes Investitionsklima zu schaffen“, sagt Masis Mayilian, der Vize-Außenminister von Berg-Karabach, der seine Besucher in der Bibliothek seines Amtssitzes empfängt. Die Steuern in Berg-Karabach betragen nur fünf Prozent, nicht nur für die Investoren, auch für die Bürger ...

Der 44-jährige Vize-Außenminister hat in Moskau und in Wien Internationales Recht und Ökonomie studiert. Hinter ihm, im Regal seiner Bibliothek, stehen Klassiker: Stalin, Lenin, Che Guevara. Wichtig für die weitere wirtschaftliche Entwicklung seien vor allem die politische Stabilität und die demokratische Entwicklung des Landes. Man habe zu allen Wahlen internationale Beobachter eingeladen, um zu zeigen, dass alles transparent und korrekt ist. Bei der Gesetzgebung lege man großen Wert darauf, sich europäischen Standards anzu-

nähern. Die bisherige Entwicklung seines Landes sei durchaus positiv: Besonders stolz ist der Vize-Außenminister auf die moderne Kommunikations-Infrastruktur. Mobiltelefon und Internet seien jetzt praktisch für jeden zugänglich in Berg-Karabach. Auf diese Weise könne man die Kontakte zur Außenwelt aufrechterhalten, trotz der Kommunikations-Blockade durch die Aserbaidschaner.

Jeder achte hier auf die Ehre der Familie. Die Familien-Tradition sei für die Armenier noch immer enorm wichtig, sagt die 30-jährige Universitätsdozentin Anusch, die fließend Deutsch und Englisch spricht. Ob sie von einer Zukunft im Westen träumt? Die junge Frau schüttelt den Kopf. „Ehrlich gesagt, ich habe viele Möglichkeiten in einem anderem Land zu leben. Aber ich wähle Berg-Karabach und ich werde nie woanders leben, ich kann es mir nirgendwo vorstellen. Ich liebe mein Land, es gefällt mir.“

Nicht nur die älteren Menschen, auch die Jugend in Berg-Karabach gibt sich äußerst patriotisch. „So viele von uns sind für das Land gestorben“ – diesen Satz hört man oft. Sogar im Biergarten.







Zumindest auf der Großbild-Leinwand im Biergarten von Stepanakert ist die moderne weite Welt zu bewundern. Internationale Pop-Videoclips und westliche Konsumwerbung laufen dort in einem fort, präsentiert von einem russischen Fernsehsender.

Die gesamte Strom- und Gasversorgung in Armenien und Berg-Karabach ist unter russischer Kontrolle. Und zumindest in Armenien, von dem Berg-Karabach politisch, wirtschaftlich und militärisch abhängig ist, stehen noch immer russische Truppen. Moskau will hier einen Fuß in der Tür behalten, nachdem es die Kontrolle über die anderen Länder im Südkaukasus – Georgien und Aserbaidshan – endgültig verloren hat. Aber auch für den Westen hat die Region im äußersten Südosten Europas enorm an Bedeutung gewonnen. Denn hier – nur wenige Kilometer nördlich von Berg-Karabach – verlaufen die neu gebauten Pipelines, die Europa und Amerika mit Öl und Gas vom Kaspischen Meer versorgen und ihre Energieversorgung unabhängiger machen soll von den arabischen Ölländern und von Russland. Deshalb müsse Europa interessiert sein an einer friedlichen Lösung des Berg-Karabach-Konfliktes zwischen Armenien und Aserbaidshan, glaubt Masis Mayilian, der Vize-Außenminister. Er setzt auf eine baldige internationale Anerkennung der kleinen Republik.

„Wir hoffen und glauben daran, dass es uns gelingt. Wir arbeiten im Außenministerium daran. Das Erlangen der Unabhängigkeit ist wichtig für die Existenz und die Entwicklung unseres Volkes. Es gibt keinen anderen Weg.“

„Nachdem sich Berg-Karabach 1991 zur Republik erklärte, haben auch einige andere Länder ihre Unabhängigkeit bekommen. Ost-Timor und Montenegro zum Beispiel. Und der Kosovo ist auf dem Weg dorthin. All diese Beispiele geben uns Hoffnung und zeigen, dass es möglich ist.“

Das verfeindete Aserbaidshan jedoch betrachtet Berg-Karabach nach wie vor als sein Staatsgebiet und fordert kategorisch die Rückgabe des Territoriums. Und eine Rückkehr der vertriebenen Aserbaidshanner. Aserbaidshan hat Öl, viel Geld und strotzt neuerdings vor militärischer Kraft. Dennoch will man in Stepanakert keine Kompromisse machen für die blutig erkämpfte Unabhängigkeit.

Wie die Zukunft von Berg-Karabach tatsächlich aussehen wird, ist schwer zu sagen. Doch Europa muss begreifen: Der ferne Kaukasus wird uns in Zukunft näher liegen.



DER ARMENGAUL

SCHALLMEIN

SCHREIN

STALINS GAUL

SEI AUS BLUT

Die Zeichnung entstand allerdings eher gedankenlos auf dem Packpapier, welches um meine armenische Duduk gewickelt war. Diese wiederum diente zur Anregung für meine Steinduduk mit der der Hund so gern heult...



SELBSTVERZOLLUNG

Sendung ist von der Deutschen Post nicht dem Empfänger, sondern dem Zollamt zu übergeben

Matthias Jackisch
Zur Pappel 7
01728 Golberode
Germany

Matthias Jackisch 2011

ZAVEN SARGSYAN ZAVEN SARGSYAN

FOTOGRAF UND DIREKTOR DES PARADJANOV-MUSEUMS PHOTOGRAPHER AND THE
PARADJANOV MUSEUM DIRECTOR



Interviewer: Anahit Ordyan für partisansen Magazin,
Deutschland

Redakteur: Arman Padaryan

Motivation: Was macht den, der aufnimmt, zum Fotografen?

Seit 1974 werden meine Fotografien veröffentlicht. Das Streben, die eigene Persönlichkeit auszudrücken, sowie das Verlangen, ein Objekt bzw. ein Phänomen zu fixieren bzw. zu verewigen, bringen den Fotografen zur Bildnahme. Ich arbeite bei meinen Fotos nie mit Spezialeffekten. Auch neige ich nicht dazu, mich selbst durch meine Bilder darzustellen. Meine innere Einstellung versuche ich allerdings zu vermitteln.

Als Fotograf das Objekt möglichst realitätsgetreu aus dem eindrucksvollsten Blickwinkel abzubilden, ist mein vorrangigstes Ziel.

Motive: Was fotografierst du?

Eigentlich fotografiere ich alles, Landschaften, Menschen, aber hauptsächlich Architektur und Denkmale. Ich schätze die Kunst der Architektur sehr. Als Spezialist auf dem Gebiet der Denkmale kenne ich die Prinzipien, die der Monument-Fotografie zu Grunde liegen. Das versetzt mich in die Lage, diese professionell abzulichten.



Die Bedeutung der Fotografie: Warum fotografieren?

Meine Fotografien haben mehr als eine Signifikanz. Ich besitze ein großes Archiv, welches besonders reich an Fotografien von Denkmälern ist. Ein Monument kann beschädigt oder eine Ruine sein, die bald abgerissen wird, daher ist es für mich von absoluter Wichtigkeit, diese abzulichten und die Fotos als historisches Dokument zu bewahren. Einige der Monumente, die ich fotografierte, existieren heute nicht mehr. Den Friedhof der alten Stadt Djughha zum Beispiel, fotografierte ich 1987.

Anfang 2000 wurde dieser von Vandalen der Azeri-Volksgruppe zerstört. Diese Fotos haben nun einen großen Wert und werden oft für Filmproduktionen und Internetseiten verwendet.

Porträts

Dank meiner Arbeit hatte ich schon immer die Möglichkeit, interessante Menschen zu treffen, mit bemerkenswerten Künstlern zusammenzukommen und sie als Freunde zu gewinnen. Ich hatte oft die Gelegenheit, sie



alle zu fotografieren. Für mich ist es essenziell, diese Personen von ihrer besten Seite zu zeigen.

Auch finde ich es wichtig, Vorlieben und Meinungen des Fotografierten in meinen Bildern zu berücksichtigen. Besonders wenn man denjenigen selbst, seine Familie oder seine Freunde abbildet, denn jeder hat eine bestimmte Art, Mimik und Umgebung, in der er sich am wohlsten fühlt. Für den Fall, dass der Fotograf eine Person nicht mag, hat er die Möglichkeit mit seiner Gabe, die versteckten, negativen Seiten der Person fotografisch hervorzuheben.

Digitale Entwicklung

Zahlreiche Menschen betrachten lediglich die analoge Fotografie (Fotos auf Rollfilm) als „echte“ Fotografie. Ich aber halte die Erfindung von Digitalkameras für einen großartigen Vorwärts-Schritt für die Fotokunst. Ich selbst arbeite seit 2006 mit Digitalkameras.

Ausstellungen

In den letzten Jahren hatte ich verschiedene große Ausstellungen in Europa. 2006 zum Beispiel stellte ich unter dem Titel „12 Capitals of Armenia“, im Rahmen des armenischen Jahres in Frankreich in der Pariser „Conciergerie“ aus.

200 Arbeiten waren dort zu sehen. Später konnte man diese Ausstellung auch in Marseille und der Schweiz besuchen. Letztes Jahr waren 60 meiner Bilder bei „Armenian Khachqar“ (armenischer Kreuzstein) in der UNESCO-Zentrale in Paris ausgestellt. Momentan melden zahlreiche Städte Interesse an dieser Ausstellung an.

Fotografie unterrichten

Ich habe viele Studenten, die ich in Fotografie unterrichte. Aber um ehrlich zu sein, bin ich nicht besonders zufrieden mit deren Herangehensweise.

Leider sind die jungen Leute entweder zu faul oder zu sehr von sich eingenommen und denken, sie müssten nichts mehr hinzulernen.

Paradjanow

Ich bin sehr froh darüber, die Chance gehabt zu haben, mit ihm befreundet gewesen zu sein.

Er war ein Genie – eine unglaublich bewundernswerte Persönlichkeit, die die Fähigkeit besaß, andere Menschen wie ein Magnet anzuziehen. Das ist eine außergewöhnliche Gabe.

Seine Worte und Bemerkungen, waren sie positiv oder negativ, hatten unschätzbaren Wert für die Menschen und wurden sehr geachtet.

Unsere Freundschaft

Als Paradjanow am 31. März 1978 aus dem Gefängnis entlassen wurde, traf ich ihn zum ersten Mal. Zu Beginn unserer Bekanntschaft sprachen wir ausschließlich über meine Fotos. Bei regelmäßigen Besuchen zeigte ich ihm meine neuen Bilder, fragte nach seiner Meinung oder bat um Rat, was ich an diesen verbessern könnte. Unsere Freundschaft begann allerdings erst, als ich zum Direktor des „Folk Arts Museum“ (Museum für Volkskunst) in Armenien ernannt wurde. Paradjanow mochte dieses Museum sehr und stattete ihm regelmäßige

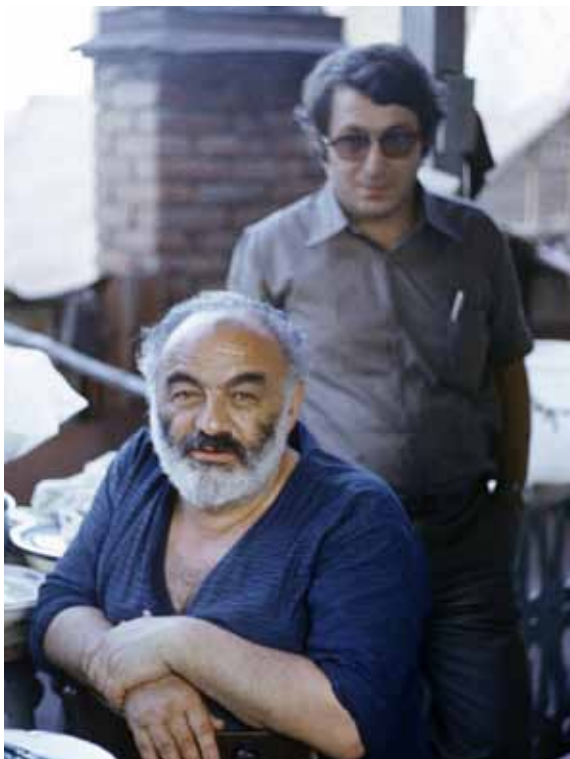
Besuche ab. Kenntnisreich bewunderte er die Volkskunst. Ich war ausgesprochen froh über die Freundschaft mit ihm, allerdings hätte ich nie gedacht, eines Tages der Leiter seines Museums zu sein.

Aber das Leben geht manchmal seltsame Wege. Gott wollte, dass wir in den letzten Jahren seines Lebens eine sehr enge Freundschaft pflegten.

Das Museum

1988 wandte ich mich mit einem Ersuchen an die damalige Regierung, ein Paradjanow-Museum zu errichten. Die Regierung stimmte diesem zu und der Bau des Gebäudes begann.

Paradjanow war sehr erfreut darüber. Einige seiner Werke kaufte die armenische Regierung an, aber die Mehrheit der Exponate schenkte Paradjanow Armenien.



Während des Baus des Museums wurde Paradjanow sehr krank. Und leider, erst nach seinem Tod konnte das Museum fertig gestellt und eröffnet werden.

Ein Museum leiten

Es ist ein sehr komplizierter Job und eine endlose Zerreißprobe, ein Museum zu leiten. Dies wissen alle, die so etwas schon einmal gemacht haben. Täglich muss man etwas weiterentwickeln, hinzufügen oder verändern. Wir haben es geschafft, das Museum zu einer der meistbesuchten und meistgeschätzten Kunstsammlungen in Eriwan zu entwickeln. Darüber bin ich sehr froh.

Ich bin glücklich, Menschen zu sehen, die das Museum besuchen, die Exponate bewundern und es absolut beeindruckt wieder verlassen.

Paradjanow in der Welt

Weltweit haben wir über 60 Ausstellungen des Paradjanow-Museums organisiert. Das ist eine schwierige Mission. Einen Menschen mit solch außergewöhnlichem Talent vorzustellen und seine einzigartigen Kunstinstallationen zu zeigen, ist der Schlüssel zum Erfolg. Dies bringt auch Auswärtige dazu, uns einzuladen und zu versuchen, Geldmittel bereitzustellen, um Paradjanow auch in ihren Ländern bekannt zu machen. Diese Ausstellungen sind auch eine gute Gelegenheit, Armenien zu repräsentieren.

Übersetzung: Inga Themel; Überarbeitung: Patrick Puri

Kultur Aktiv organisierte mit Zaven Sargsyan innerhalb des Projektes Armenia/Georgia Inside/Out 2011 Ausstellungensteilnahmen in Dresden, Nürnberg und Oelsnitz

The motivation: *What makes the person shoot, be a photographer?*

As a photographer I have started being published since 1974. The aspiration of self expression, the desire to fix, to eternalize an object or a phenomenon makes the photographer to shoot. I never do photos with special effects, never tend to show up myself through my photos, but I try to show my attitude toward it. My main objective as a photographer is to show the object as it is in the reality in the most effective look as it can be.

Objects to shoot: *What do you shoot?*

Actually I shoot everything: landscapes, people, but mostly- architecture and monuments. I very much appreciate the art of architecture. I myself am a specialist of monuments and I know the principles of monumental photography so am able to professionally shoot them.

The meaning of photography: *What are the applied reasons for shooting*

My photography has more applied significance. I possess a huge photo archive which is especially rich with photos of monuments.

A monument can be damaged, or ruined. And it's absolutely essential to shoot them and keep the photos as a document of historical importance. Currently some of the monuments that I had shot do not exist. For example, the cemetery of Old Djughha which I had shot in 1987 was crashed down by Azeri vandals at the beginning of 2000-s. These photos have a great value today and are often used both for film making and internet resources.

Portraits

Thanks to my job I have always had the chance of meeting many interesting people, as well as being friends with many distinguished art people. This has always given me an opportunity to take photos of many of them.

It's essential for me to present the person in his best look. Also, everyone has a special point of look which is most pleasant for him or her, and I find it absolutely important to take his opinion or preferences into consideration especially when you shoot for him, his family and friends. In some special cases when the photographer dislikes a person it's possible to show up the hidden negative features of the person in the photo.

Digital developments

Many people consider that the real photography is to be on tape only, but I believe the development of digital cameras was a great step forward for the art of photography. I myself started shooting with digital camera since 2006.

Exhibitions

In recent years I have held several big exhibitions in Europe. For example, in 2006 I had an exhibition entitled "12 Capitals of Armenia" in the frames of "Year of Armenia in France" program in Paris at Conciergerie. The exhibition featured 200 photos. Later the same exhibition was held in Marseille as well as in Switzerland. Last year an exhibition, entitled "Armenian Khachqar" [Armenian Cross-stone], presenting sixty of my photos was held at the UNESCO Headquarters in Paris. Currently, numerous cities wish to present the same exhibition.

Teaching photography

I teach photography and have many students but honestly am not very much pleased with the students approach to the studies. Unfortunately, the young people are either too lazy or too self confident and think they have nothing to learn.

Paradjanov

I feel very lucky to have had the chance of being friends with Paradjanov. He was a genius- an amazing, absolutely admirable person, who was able to attract people like a magnet. This is an exceptional feature for a person. His every statement, every remark- is it positive or negative -was highly appreciated and invaluable for people.

Our frindship

For the first time I met Paradjanov on March 31, 1978 when he was just released from prison. At the beginning of our acquaintance the only point of our communication were my photos. I used to frequently visit him to show my new photos and ask for his opinion and advice. Our friendship began in 1986 when I was appointed as a director of Folk Arts Museum of Armenia. Paradjanov loved that museum very much and was a frequent visitor there. In general, he appreciated folk arts, was absolutely knowledgeable in that sphere. I was very happy for that chance of friendship with him but could never have imagined that once I was to be the director of his museum. But life went like that. God wished that in the last years of his life we were very close friends.

The museum

In 1988 I addressed to the Government of that time with the request of establishment of Paradjanov's house-museum. The Government immediately gave a solution to that question and the constructions of the house began. Paradjanov was quite happy about it. Some items were purchased by the Government for Armenia. But the majority of exponents were given to Armenia by Paradjanov himself as a gift. By the time the museum was being established, he got very much ill and unfortunately the museum was open after he had passed away.

Running a museum

Museum management is a very complicated job. Whoever has done it knows that it's an endless ordeal. Every day you need to develop it, add or change something. And I am happy that we have managed to develop his museum in a way that today it's one of the most appreciated, most popular most frequently visited museums of Yerevan. I am happy that people visit the museum, admire the creations and leave it being absolutely impressed.

Paradjanov in the world

We have organized over 60 exhibitions of Paradjanov museum all around the world. This is also a very difficult mission. But the key of our success is that we present a person of exceptional talent with his absolutely unique art installations. This makes people from abroad attempt to invite, try hard to find funding and present Paradjanov also in their countries. Those exhibitions are also a great opportunity to present Armenia.



TRANSKAUKAZJA: WITEK HEBANOWSKI, MARCUS OERTEL

TRANSKAUKAZJA TRANSKAUKAZJA

GLOBAL DENKEN, LOKAL HANDELN ... KAUKASISCH FÜHLEN

THINK GLOBAL, ACT LOCAL ... FEEL CAUCASIAN



Ein Gespräch mit dem Initiator des Kunstfestivals Transkaukazja und Chef der Other Space Foundation, Warschau/PL

Lieber Witek, die Other Space Foundation organisiert Transkaukazja in Polen seit 2004. Kannst du uns etwas über die Entstehungsgeschichte erzählen? Was war deine ursprüngliche Absicht dabei?

Einer der Gründe, warum wir die Other Space Foundation 2006 gründeten, war es, eine eigene organisatorische Grundlage für die Fortführung des Festivals zu haben.

Das heißt, Transkaukazja ist älter als die Other Space Foundation?

Ja, alles begann 2002, als ein Team polnischer „Young leaders of transformation“ (dt. „Junge Führer der Transformation“) – ja, das klingt etwas bizarr – zu einer Austauschreise in den Kaukasus aufbrach. Aserbaidschan war unser erstes Ziel ... und zugleich unser erster Schock! Denn wir waren alle darauf eingestellt, ein altes post-sozialistisches, ödes Land anzutreffen, fanden uns aber inmitten einer modernen und vielfältigen Stadt* wieder. So viele Motive, Geschichten und Stile, als wenn fünf Städte ineinander fließen! Unsere erste Inspiration war dann auch: „Lasst uns etwas davon nach Polen mitnehmen – um die Perspektive zu ändern ...!“

Die Idee: Wenn du in Polen offen für neue Erfahrungen und zeitgenössische Inspirationen bist, musst du nicht nach Westen schauen, sondern nach Osten oder, etwas genauer, nach Südosten! Anders als bei üblichen Veranstaltungen, die den Kaukasus präsentieren, liegt unser Hauptfokus dabei auf dem urbanen Charakter der kau-

kasischen Großstädte. Natürlich gibt es dabei auch traditionelle Elemente. Aber ausschließlich deshalb, weil sie eben ein realer Teil des zeitgenössischen Lebens im Kaukasus sind.

Das erste Transkaukazja - Festival fand 2004 statt. Die Geschichte dazu ist lustig, weil wir ein entsprechendes Förderprogramm für Kunstevents in Warschau erst zehn Tage vor Ablauf der Antragsstellung entdeckten. Und wir hatten noch keine eigene Organisation, gar nichts. Wir waren zwei, die die Reise in den Kaukasus mitgemacht hatten, Beata Szczesniak und ich, sowie ein weiterer Freund von uns. Gemeinsam gingen wir auf die Suche nach einer Organisation aus Warschau, die für uns die Förderung beantragen kann, und fanden schließlich eine. Ungefähr so: Zusage der Organisation am Donnerstag und Antragsfrist am kommenden Montag! Als wir dann die Förderung erhielten, bedeutete das übrigens für die Organisation die Versechsfachung ihres Jahresumsatzes ...

Was macht Transkaukazja so speziell und einzigartig?

Ihr! Menschen, die es auf jeden Fall umsetzen! Ich denke, Transkaukazja hat letztes Jahr gezeigt, dass wir trotz der prestigebehafteten Förderung durch das EU - Programm KULTUR** basisorientiert geblieben sind. Irgendwie hat sich das Festival so zu einem „Alter“-Festival („alter“ lat., dt. für „sich ändern“) entwickelt. Warum „Alter“? Weil jedes Mal nur wenige Dinge gleichbleiben (Zeit, Ideen, einige internationale Aktivitäten und Künstler), sich andere Sachen aber ändern, was bei Festivals normalerweise nicht passiert: ERSTENS die Räume durch Einbeziehung neuer Organisatoren etc. Dadurch entwickelt sich das Festival horizontal. Wir

konzentrieren uns nie auf nur eine Stadt. Es ist auch kein Wanderfestival, sondern mehr. Denn alle zwei Jahre experimentieren wir mit einer regelrecht neuen Formel des Festivals. Es ist ein ständig nachwachsendes Festival. ZWEITENS halten wir die Formel stets offen für lokale Kontexte in anderen Städten. Für Transkaukazja in Dresden, Leipzig oder Chemnitz zum Beispiel ist beides wichtig: Kaukasische Inspirationen und zugleich das Entdecken von neuem in Dresden, Leipzig und Chemnitz etc. Jede Version von Transkaukazja sollte einen lokalen Stempel tragen, den die Organisatoren und Menschen vor Ort prägen!

Seitdem Transkaukazja 2010 sich zu einem Europäischen Projekt ausgeweitet hat, ist Kultur Aktiv deutscher Kooperationspartner.

Spontan gefragt: Hat Kultur Aktiv einen eigenen Impuls eingebracht oder geht es rein um die Durchführung des Projekts im eigenen Land?

(Lächelt) Eine knifflige Frage, weil du die Antwort bereits kennst! Es ist ein bisschen so, als wenn ein hübsches und kluges Mädchen mich fragt, was ich über sie denke ... Ernsthaft, Kultur Aktiv hat – natürlich neben noch anderen – mir letztes Jahr sehr viel Motivation für die zukünftige Arbeit gegeben. Es war fantastisch zu sehen, wie ihr aus den Förderzusagen das Doppelte an Aktivitäten herausgeholt habt. Und Kultur Aktiv hatte 2011 die beste Transkaukazja-Openair-Veranstaltung durch die Verbindung mit dem jährlichen Lustgarten-Festival!

Transkaukazja verbindet Künstler aus Georgien, Armenien und Aserbaidschan. Ist es manchmal schwierig, immer alle angemessen zu berücksichtigen? Wie ist es möglich, zugleich mit Aserbaidschanern UND Armeniern zu arbeiten?

Erstens haben wir Transkaukazja nie als friedensstiftendes Projekt geplant. In den ersten Jahren haben wir die Kunsträume für Aserbaidschaner und Armenier auch getrennt gehalten. Es gab ein Zelt für die Kunst aus Aserbaidschan, eins für Armenien und eins für Georgien. Doch bereits damals besuchten sich die Leute in ihren Zelten gegenseitig, und über die Jahre hat es sich sehr verändert hin zu einer völlig gemeinsamen Präsentation der Künstler aus allen drei Ländern. Uns wurde klar, dass die Kaukasier, gerade Aserbaidschaner und Armenier, Transkaukazja als Ort benötigen, einfach um miteinander ins Gespräch zu kommen.

Mit der Welle des arabischen Frühlings zu Beginn des Jahres 2011 begeisterten sich die aserbaidschanischen, armenischen und georgischen Kuratoren für die Idee, Transkaukazja zu einem gemeinsamen Zukunftsraum zu entwickeln. Sie hoffen darauf, obwohl die Bedingungen für solche Gedanken in ihren Heimatländern weiterhin ungünstig sind. Wichtig ist, dass die Idee direkt von ihnen kommt, denn weder ich noch du können die Idee von außen initiieren. Aber wir sollten es unbedingt unterstützen! Dahinter steht ein Konzept, das die Region nicht primär als rein hilfsbedürftige Gegend abstempelt, sondern als einen Ort, in welchem Kreativität eine bessere und menschlichere Zusammenarbeit fördert, dabei die positiven Seiten westlicher Lebensmodelle nutzend und die Fehler und Beschränkungen möglichst vermeidend.

* gemeint ist Baku (Anm. des Verfassers)

** Transkaukazja erhielt 2011 eine Förderung durch das EU-Programm

KULTUR.



Marcus Oertel

An interview with the initiator of the art festival Transkaukazja and president of the Other Space Foundation, Warsaw/PL

Dear Witek, the Other Space Foundation from Warsaw has been realized Transkaukazja since 2004 in Poland. Can you tell us something about the founding history? What had been the initial motivation for you to run for it?

One of the reasons we created The Other Space Foundation in 2006 was that we wanted to continue organizing this festival in our own NGO.

So, Transkaukazja is older than The Other Space Foundation?

Yes, it all started in 2002 when a team of Polish „young leaders of transformation“ – yes, that sounds bizarre – went for some exchange trip to Caucasus. First visit: Azerbaijan ... and first shock! You see, we all were prepared to see this kind of old-style post-communist wasteland territory and we found ourselves in modern and very heterogeneous city. With so many motives, stories and styles, like someone would fit five cities in one! That was the first inspiration: „Let’s bring some of it to Poland - changing perspectives...!”*

So, the idea was: If you are in Poland, you are open for new experience and you are looking for contemporary inspi-



Witek Hebanowski

rations - you don’t have to go west - you need to go east, or more specific: South-East! And instead of „Caucasian Days“ kind of event we proposed action that is inspired by mainly metropolitan character of Caucasian cities. Of course there were also traditional inspirations. But they were there only because they are a real part of contemporary life in Caucasus.

The first Transkaukazja festival was organized in 2004. The story was funny, because we found out there is a ‚call-for-applications‘ for art-events in Warsaw just like 10 days before the deadline! And we didn’t have NGO, anything. Basically there were two people from this team visiting Caucasus - Beata Szczesniak and me - and one of our friends. We were looking for a Warsaw-based NGO we could apply with and finally we found one. It was something like Thursday - decision of this NGO and Monday - deadline. And we had won the grant for first Transkaukazja – also somehow changing situation of this NGO as we made their budget ca. six times bigger than they have had a year before...

What makes Transkaukazja so special and even unique?

*You! People who do it definitely! I think last year proved that DESPITE prestigious grant of CULTURE Program** we managed to keep grass root based at the same time. So, somehow this festival has evolved into an „alter” festival. Why alter? Because there are a few things in common*

(time, ideas, some international actions, sharing artists, etc.) but there're things changing that festivals usually don't do: ONE is spaces - we are developing festival horizontally - outreaching to new organizers, etc. We don't focus on one city, so it is not even traveling festival but more. Each two-year we experiment with a new formula of the festival. It's a budding festival! TWO - we keep formula open - not only inspired by local context of our work. To give an example, for Transkaukazja in Dresden, Leipzig or Chemnitz it is equally important: Caucasian inspirations and discovering new Dresden, new Leipzig, new Chemnitz etc. at the same time. Each of local Transkaukazja versions should have an author's „stamp“ of local organizers and local people!

Since the broadening of the approach in order to become Transkaukazja getting a European project in 2010 Kultur Aktiv is your cooperation partner in Germany. If you can answer spontaneously – is there a special impetus of Kultur Aktiv to Transkaukazja or does the organization “just” focus on implementing the project in its home country?

(Smiles) Tricky question, because you know the answer! It's like a pretty and smart girl is asking me what do I think about her... Seriously, for me Kultur Aktiv last year gave more motivation for future work, not only Kultur Aktiv of course. But that was fantastic to see that you can do double than what you had in winning grant application. And Kultur Aktiv did the best open-air event of Transkaukazja last year by merging Lustgarten annual festival with Transkaukazja!

Transkaukazja combines artists from Georgia, Armenia and Azerbaijan. Is it sometimes difficult to find a balance between all of them? How is it possible to

work with Azerbaijanis AND Armenians at the same time?!

First - we never planned Transkaukazja as a peace-building project, to be honest - somehow the opposite of it. Maybe not the opposite, but the fact was that in the first years we separated Azeri space from Armenian. There were a tent with actions of Azerbaijanis and a separate one with Armenians and one with Georgians. In that time already there were people coming to each other's tents and year by year it developed to a totally different situation with common presentations of artists from all three countries. We noticed that especially Armenians and Azerbaijanis need this space of Transkaukazja simply to talk with each other.

In the beginning of 2011 on the wave of Arabic Spring-time Azerbaijanian, Armenian and also Georgian curators transformed the idea of Transkaukazja as a common future space. This is what they believe in - even despite totally „not friendly“ conditions. It was an idea coming from them. For example neither you nor I could propose it but now when it is proposed by curators from Caucasus, I think, we should support it! This is a concept in what you don't treat this region as the region that need support, aid, help etc. but rather as a place where - basing on good sides but even more on mistakes, shorts of such „living“ concepts as European Union or even USA - we can work together on creating more perfect, more modern, more human-oriented model of union.

* That means Baku (Authors note).

** Transkaukazja received a grant by EU programme CULTURE for the 2011th edition.

links: Damien Brailly, Warsaw-Batumi Trip, Action at the river Wisla 2011



BELARUS IM AQUARIUM

ANDREJ LJANKEWITSCHS VERSUCHSANORDNUNGEN ÜBER KUNST, GESELLSCHAFT
UND POLITIK

Belarus, so der Eindruck des interessierten Beobachters, gibt es mehrmals. Es ist ein Land, von dem man eigentlich nur etwas hört, wenn es wieder eine niedergekuppelte Demonstration, eine gefälschte Wahl oder eine Hinrichtung gibt. Ansonsten ist es eine terra incognita, mitten in Europa. Die aber viel mehr ist, als das. Denn es ist auch ein Land, in dem Menschen täglich zur Arbeit gehen, glückliche Momente erleben, in dem Kinder lachen können. Und in dem sich Menschen Gedanken über die Zukunft machen, auch über die ihres eigenen Landes. Diese Vielschichtigkeit muss man wahrnehmen. Oder besser: man muss es wollen. Andrej Ljankewitsch hat sich vor einigen Jahren auf den Weg gemacht und wandert seither zwischen diesen unterschiedlichen Welten und Bildern seines Landes umher. Und präsentiert im Ergebnis eine so kluge wie anspruchsvolle Sichtweise, einen Höhenkamm zwischen dokumentierendem Journalismus und interpretierender Kunst. Ein gut gewählter Grad: Seine Bilder propagieren nicht plump, machen lediglich hintersinnige Andeutungen, tragen oftmals sein eigenes Schmunzeln. Und bewegen sich damit auch in einer Grauzone der Duldung, erschließen diesen fragilen ‚Spielraum‘ geradezu.

Sein Heimatland als Motiv geriet früh in den Fokus des Belarussen, der 1981 in der an der polnischen Grenze gelegenen Stadt Hrodna geboren wurde und dort auch aufwuchs. Eine kulturgeschichtliche Gemengelage, die

sich deutlich stärker auf seine Sozialisation auswirkte, als der schließlich implodierende kommunistische Großversuch. Denn die Bewohner der Region Hrodna verorten sich mehr in der Mitte als im Osten, definieren sich europäisch; die eher gen Westen wachsenden Wurzeln des Landes zeigen sich gerade hier so stark wie kaum irgendwo im Land. Jedenfalls erscheint es auffällig, dass es hauptsächlich das kritische Bewusstsein gegenüber seinem eigenen Land ist, das Ljankewitsch bisher beschäftigte, nicht zur Ruhe kommen ließ. Ein Land, das sich selbst sucht, sich in der Geschichte zu verorten sucht, es in der Geschichte kaum vermochte, selbst einen haltenden, eigenstaatlichen Anker einzuschlagen – zu oft zogen die europäischen Heerscharen über den belarussischen Boden. Und teilten, zerteilten, tauschten die Beute.

Gerade in dieser Hinsicht zeigen Ljankewitschs Bilder vieles, auch von ihm selbst. Die Suche nach Bestätigung eines gefassten Bildes scheint dabei ein besonders starkes Motiv; Ljankewitsch hat eine Meinung von dem, was in den Fokus seiner Kamera gerät. Eigentlich: geraten soll. Er ist dabei aber scheinbar nicht immer sicher.

rechts: Alexander Nikolajewitsch Kiwatschitski, 27 Jahre alt, Leutnant am Grenzposten „Mogiljowskaja“, mit seinen Zwillingen Pjotr und Pavel unter einem Hirschgeweih; Belarus / Dobrowolja / 2005





Eine Frau hat sich für die „Kusta“-
Feier als Baum verkleidet, mit
anderen verkleideten Frauen und
den Einwohnern geht sie um das
Dorf und singt Lieder;
Belarus / Stashany / 2008



Ausgestopfter Rehbock aus der
Serie „Schau in die Augen
des Ur-Gott“, aufgenommen im
Museum der nationalen belarus-
sischen Traditionen;
Belarus / Telebrichi / 2009

Seine Bilder sind vielmehr Versuchsanordnungen – über Kunst, Gesellschaft und Politik –, sie tragen den Charakter einer Suche nach Bestätigung. Sie sind stark in der Komposition, nicht aber klar definiert in der Aussage. Die Interpretation der Betrachtung bleibt zentral, bleibt Anliegen, ist manchmal vielleicht das eigentliche Motiv. Gleichsam treiben ihn die vielen möglichen Perspektiven auf sein Land an, das irgendwo zwischen der letzten Diktatur und dem letzten realen Staatssozialismus in Europa changiert. Seine Bilder sind ein Melange, die diese Problematik der Binnen- wie Außenwahrnehmung aufgreifen, die uns entführen in die harte Realität der Autokratie, die Nischen des privaten Glücks, die vermeintliche Sozialromantik der Holzhütte, die Welt opponierender Jugendlicher, das öffentlich nicht thematisierte Leben homosexueller Paare oder aber in die fast vergessenen paganen Lebenswelten der belarussischen Dörfer, die es in dem partiell katholischen, vorrangig aber orthodoxen Land eigentlich ebenso wenig gibt. Zumindest offiziell. Letztere hielt Ljankewitsch in einem langfristig angelegten Fotoprojekt fest, 2010 konnte in Vilnius ein bildlich wie textlich ausdrucksstarker Katalog erscheinen: Wir sehen zumeist alte Frauen bei heidnischen Bräuchen, in Blätter gekleidet begrüßen sie beim Buschfest den Sommer und bitten um Fruchtbarkeit für Familie und Boden. Und wir sehen einen dämonisch-geisterhaften Rehbock aus der Serie „Schau in die Augen des Ur-Gott“; eine Gestalt zahlreicher belarussischer Sagen und Gedichte, die uns in jene Zeit entführt, in der die Tiere noch Götter verkörperten und der Glaube an die animalische Reinkarnation lebendig war. Und nicht zuletzt zeigt uns Ljankewitsch immer wieder groteske Szenen, die nur der Alltag erfinden kann: Da sitzt beispielweise ein 27 Jahre alter Leutnant der Grenztruppen mit seinen Zwillingen im Sessel, über ihm ein Hirschgeweih, hinter ihm blättert die Blu-

mentapete von der Wand. Der Kontrast von uniformiertem, ‚hartem‘ Alltag im Belarus der Gegenwart, gepaart mit kindlich-türkiser Unschuld und morbide dem Charme ist so ein Beispiel für die kompositorische Stärke dieses Fotografen. Auf einem anderen Bild hören Kriegsveteranen ein Konzert anlässlich der Feier des 67. Jahrestages des Ausbruchs des Zweiten Weltkriegs in der Gedenkstätte der Brester Festung – und wirken, in Habitus und Ritus noch ganz in der Sowjetunion verhaftet, selbst wie historische Artefakte. Das ohne Frage begnadete Auge von Andrej Ljankewitsch vermag in meisterhaftem Sinn gerade diese Sekundenbruchteile der belarussischen Realität festzuhalten, die sich in der Gesamtschau zu einem vielseitigen und gleichsam viel sagenden Bild zusammenfügen. Womit er genau genommen die gerade genannten Versuche der zuschreibenden Reduktion des Komplexen ad absurdum führt – Diktatur oder Paradies, es bleibt eine offene Frage.

Es wäre müßig, hier einen genauen biografischen Abriss zu referieren. Erwähnt soll aber sein, dass wir es nicht mit ‚Irgendeinem‘ zu tun haben. Ljankewitsch ist seit mehreren Jahren als Fotojournalist auf dem internationalen Parkett tätig, lehrte Fotografie an der Europäischen Humanistischen Universität in Vilnius, betreibt in Minsk eine Fotoschule und ist mit zahlreichen Ausstellungsprojekten in Europa, Asien und Nordamerika präsent. Diese Nachfrage mag ein Ausdruck der wahrgenommenen Qualität sein, die Auszeichnungen und Publikationen seiner Arbeiten sind es allemal.

Nein, Ljankewitsch ist eigentlich nicht mehr ‚Irgendjemand‘, seinen Namen kann man – endlich – des Öfteren finden, wenn es um das vergessene Land im Herzen Europas geht, seine Fotos wurden bereits in zahlreichen internationalen Zeitungen veröffentlicht. Das ist gut. Wenngleich dies aber immer auch nach innen gewendet

werden muss. Schließlich repräsentieren seine Arbeiten auch ein unbekanntes Land im Osten, in dem mittlerweile eine ganz eigene Künstlergeneration herangewachsen ist. Die sich ihre Freiräume schafft, sich vernetzt, selbst denkt. In dieser Hinsicht stehen die Arbeiten von Ljankewitsch stellvertretend für eine Gruppe von Künstlern, die sich mit ihren nur vermeintlich abweichenden Zugängen zu ihrem Land auf den Weg gemacht hat. Es langfristig neu gestalten helfen wird. Und dazu gehört, darauf sei ausdrücklich hingewiesen, im Belarus der Gegenwart immer auch Mut.

Belarus im Aquarium

Belarus im Aquarium war ein Testballon, mit dem der Kultur Aktiv e.V. gemeinsam mit der Hochschulgruppe von Amnesty International an der Technischen Universität Dresden und dem Impreuna – Brücken nach Osteuropa e.V. im Mai 2006 eine Form der Kulturvermittlung und des interkulturellen Dialogs ausprobierte, dem zahlreiche Veranstaltungen folgen sollten: Im Rahmen der „Weißen Woche“ wurden im Dresdner Studentenclub Aquarium auf der zugegeben thematisch passend wie unpassenden Petersburger Straße erstmals in Deutschland Bilder von Andrej Ljankewitsch ausgestellt. Die „Weiße Woche“ sollte aber mehr als das leisten: In Diskussionsrunden und Lesungen wurde Belarus zum Thema in Deutschland gemacht, hier sollte über diese terra incognita diskutiert werden. Und darüber, was es mit uns zu tun hat, wenn Menschen in einem anderen Land in Unfreiheit leben müssen, wenn Kunst und Kultur staatlich reglementiert sind. Ein Konzept, das aufging, es folgte eine weitere große Ausstellung in Dresden sowie solche in Chemnitz, Görlitz, Mainz, Potsdam, Berlin und Breslau.

Unvergessen blieb dabei vor allem die Ausstellung in der Görlitzer Galerie Klinger, hier konnte Ljankewitsch gemeinsam mit Artur Klinau präsentiert werden. Erfreulich war dabei die beste Lage – wunderbare, helle, lichtdurchflutete Ausstellungsräume mitten in der Innenstadt. Und zudem mitten in der geteilten Stadt Görlitz/Zgorzelec: für zwei Menschen aus einem Land, in dem politische Grenzen noch Bedeutung haben, die mit Bürokratie, Stempelunwesen und Schikane vertraut sind, eine eigene Erfahrung. Übrigens für alle, die an der Ausstellung beteiligt waren. Unvergessen bleibt die Görlitzer Ausstellung aber vor allem, weil zum Zeitpunkt der Eröffnung die gesamte Görlitzer Innenstadt abgeriegelt war, Quentin Tarantino drehte „Inglourious Basterds“, direkt vor der Galerie Klinger. Und die sich schießend durch die Innenstadt bewegendes Wehrmachtssoldaten wurden von den belarussischen Gästen mit berechtigter Skepsis zur Kenntnis genommen; auf deutscher Seite blieb gleichsam berechnete Peinlichkeit ob dieser kapitalistischen Vermarktung geschichtspolitischer ‚Problemfälle‘. Auch solche Pfade geht der interkulturelle Dialog gelegentlich.

Andrej Ljankewitsch wird vertreten durch
AnzenbergerAgency Wien
www.anzenberger.com

Fotos und Kontakt: www.liankevich.com

rechts: Veteranen hören ein Konzert anlässlich der Feier des 67. Jahrestages des Ausbruchs des Zweiten Weltkriegs in der Gedenkstätte der Brestler Festung; Belarus / Brest / 2008



SHOW BELARUS:

WO DER ROCK 'N ROLL NOCH SEHR ERNST GENOMMEN WIRD

Für unseren Verein Kultur Aktiv begann die Beschäftigung mit dem Thema Belarus 2004 mit der Einladung der Minsker Band Drum Ecstasy zum Lustgarten-Festival nach Dresden. Eigentlich wollten wir „nur“ eine gute Partyband aus einem exotischen Land Osteuropas. Doch schnell merkten wir, welche politischen Abgründe den Rock 'n Roll in Belarus kleinhalten – und trotzdem nicht verhindern können, dass er bis heute vital und subversiv ist! Drum Ecstasy machten den Anfang, ein Jahr später kamen die legendären NRM nach Berlin und Dresden, danach Krambambulya. Ljapis Trubezkoi begeisterten 2010 als Headliner des Lustgartens viele hunderte Fans und spontane Zuhörer gleichermaßen.

Doch es gab noch mehr zu entdecken: Artur Klinau luden wir zur Lesung aus seinem ins Deutsche übersetzten Buch „Minsk: Sonnenstadt der Träume“ ein. Zum Zug der Freiheit 2009 reisten Klinau und sein Kollege mit vier vollen Koffern „Totalitarismus-Kitsch“ an, mit denen sie einen Teil des Zuges authentisch und unverwechselbar ausdekorierten. Klinau blieb Kultur Aktiv darüber hinaus durch Beteiligungen an mehreren Fotoausstellungen verbunden, zuletzt in der galerie neue osten zusammen mit dem Fotografen Andrei Liankevich.

Ebenfalls sehenswert sind die Installationen und Comic-Zeitungen der in Berlin lebenden Marina Napruschkina. Mit ihrem „Büro für Anti-Propaganda“ trifft sie

ziemlich genau den pseudo-ästhetischen Nerv der belarussischen Propaganda, um ihn in seiner Plumpheit selbstentwaffnend bloßzulegen.

Kultur Aktiv wollte sich das nicht nur aus der Ferne anschauen, sondern bereiste seit 2006 selbst immer wieder das Land. Zunächst mit Seminaren für junge Menschen, die den Blick über den belarussischen Tellerrand geradezu als Befreiung empfanden. Im Rahmen von „BelaPlus“ haben wir 2007 bis 2009 mehr als 200 jungen Menschen Projektmanagement, neue Medien und Zivilgesellschaft erklärt – und von ihnen erfahren, warum das in Belarus etwas anders ist. Das wurde uns spätestens klar, als wir Bekanntschaft mit dem KGB machen mussten, der unsere Aktivitäten nervös beobachtete. Rock 'n Roll einmal etwas anders ...

Doch auch in Dresden haben wir belarussische Streiche vollführt. Zur Präsidentschaftswahl 2006 richteten wir ein Wahlwettbüro ein, wo allen Ernstes Wetten auf die Wahl abgeschlossen wurden, obwohl der Ausgang wie immer schon vorher fest stand. Legendär auch das Fußballspiel im Alaunpark mit Lukaschenko als Schiedsrichter: Belarus gegen die Menschenrechte! Der Unparteiische ließ nichts durchgehen – nur bei den Menschenrechten, versteht sich.

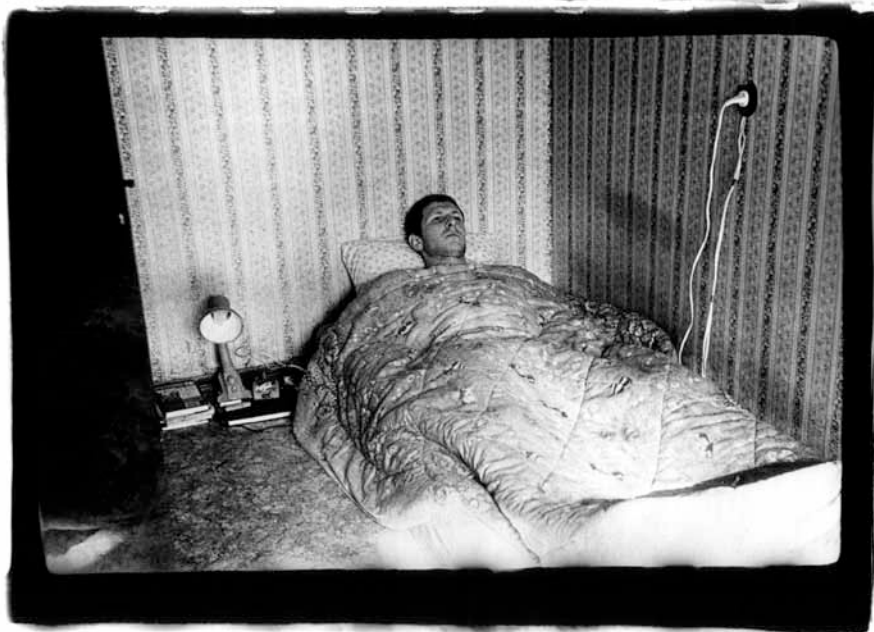
Derzeit ist Kultur Aktiv mit „Show Europe – Show Belarus“ dabei, belarussische Künstler auf der europäischen Ebene zu vernetzen. Beeindruckend dabei vor allem



unten links: Mitarbeiter vom belarussischen KGB verhören die Kultur Aktiv-Crew und nehmen die Pässe unserer polnischen Kollegen in Beschlag;

Mogilev Juli 2007 | unten Mitte: Fußballspiel im Alaunpark mit Lukaschenko als Schiedsrichter; ...

unten rechts: Michail Gulin und Sergej Pukst beim Einkauf in Dresden – aus dem Film „Dokolje“; Oktober 2011.



Слово 100

Igor Savchenko für das Fotoprojekt

„Konec slova / Ende der Worte“.

oben: Vital Ryzhkov

unten: Andrei Adamovich



Слово 100

das Duo Gurzuf, das mit Akkordeon und Schlagzeug ein Crossover-Feuerwerk zündet. Slawische Emotionen treffen dabei auf schwere Grooves und spielerisch leichte Loops. Das Fotoprojekt „Ende der Worte“ mit dem Fotografen Igor Savchenko zeigt zeitgenössische Autoren im Alltag zu Hause. Ihre Sprachlosigkeit lässt viel Platz für Interpretationen. Liegt es daran, dass sie den unbequemen Weg gehen, auf Belarussisch zu schreiben, wo doch die eigene Muttersprache im öffentlichen Leben von Belarus verpönt ist? Der Performance-Künstler Michail Gulin versuchte sich derweil an der Provokation der sächsischen Hauptstadt und scheiterte am behäbigen Phlegma einer satten und zufriedenen Welt. Bei seiner Straßenperformance „Applaus“ im historischen Zentrum von Elbflorenz erhielt er kaum Beifall und noch weniger Buhrufe. Damit hatte er nicht gerechnet, weil es zu Hause wohl ganz anders verlaufen wäre. Doch dafür fand er selbst einen Widerstand, an dem er sich kreativ reiben konnte. Mit seinem Kollegen Sergej Pukst entdeckte er nämlich den Überfluss in Dresden, verglich geschockt die Preise im Supermarkt mit denen zu Hause und schaute gierig auf den Goldenen Reiter. „Und dafür haben unsere Väter ihr Blut gegeben!“ lautet das ironische Resümee des Künstlers aus Minsk. Das geniale Video ist auf dem Internetportal Art Aktivist zu finden. Es ist hundertprozentiger Rock 'n Roll. Vulgär, groovig und direkt in die Fresse!

Ich frage mich oft, warum der Rock'n Roll in Belarus so ernst genommen wird? Vielleicht am meisten vom nervösen Staat selbst. Aber bedanken brauchen wir uns nicht bei Lukaschenko. Besser bei den Menschen und den kreativen Künstlern! Überlebensprinzip in einer autoritären Welt.



Marina Napruschkina „Büro für Anti-Propaganda“

HAU DEN LUKA!?

MIT PHANTASIE UND SPASS GEGEN DIE DIKTATUR

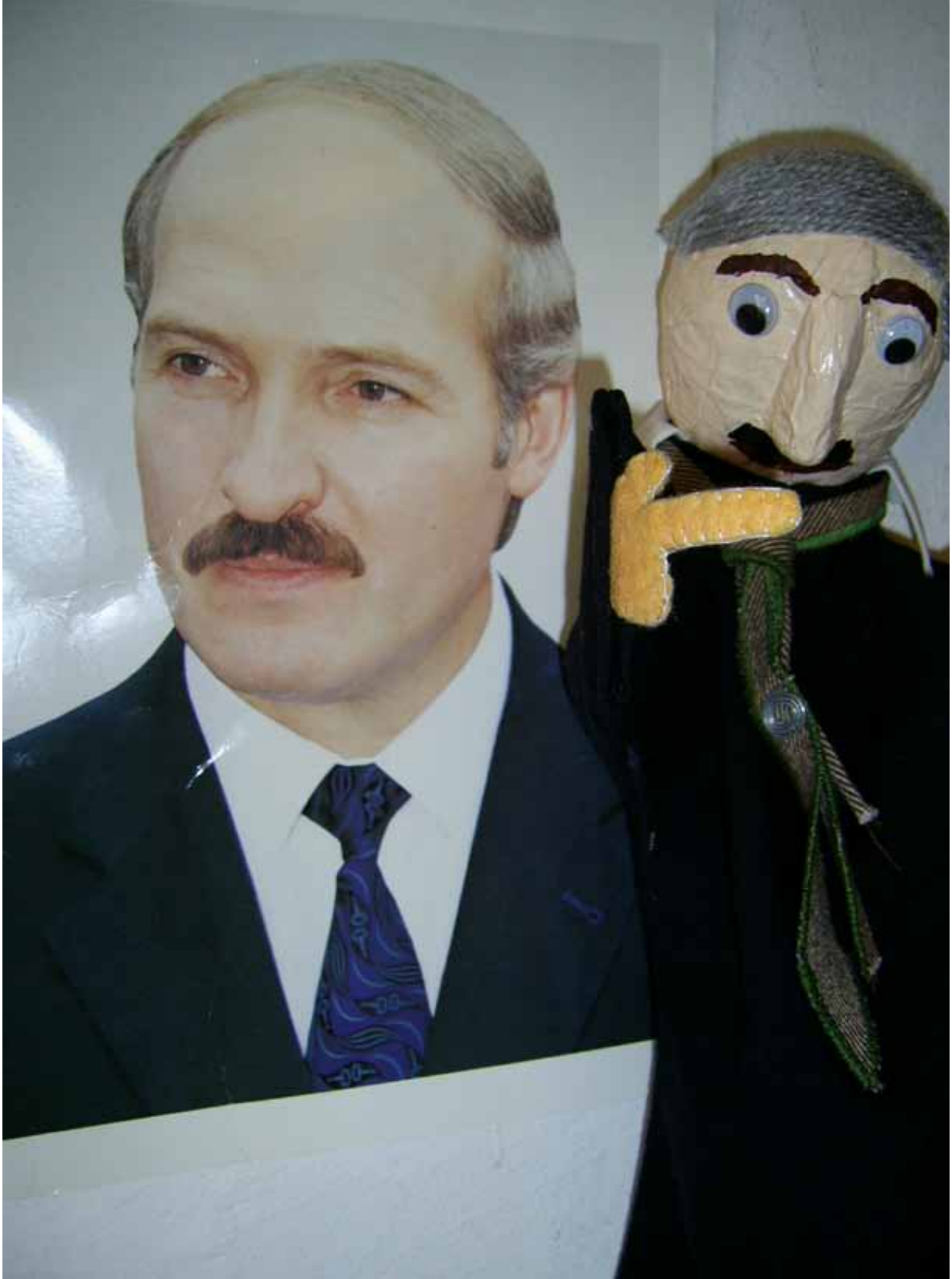


Dresden, März 2006: Ein Ladenlokal auf dem Bischofsweg wirbt mit postsozialistischen Wahlplakaten „Za Belarus“ für die Präsidentschaftswahlen und ihren Bewerber Lukaschenko. Gerade ältere Passanten bleiben kopfschüttelnd vor den Postern stehen, denn diese erinnern sehr an die offizielle Propaganda in der DDR. Hinter den Schaufenstern an einem Tisch geben Bürger ihre Wahlwette ab. Bereits vor der Wahl steht fest, wer gewinnen wird, und so gibt's den Wetteinsatz beim richtigen Tipp 1:1 zurück. Das bis dato einzige Wahlwettbüro erreicht aber mehr als nur die Schaulustigen, medial sorgt es in ganz Deutschland für Aufsehen und rückt somit die Lage in Belarus in den Fokus der deutschen Gesellschaft. Begleitend gibt es am Wahlabend

einen Vortrag mit dem Dresdner Politikprofessor Werner J. Patzelt; sein Publikum ist durchwachsen, von seriösen Wirtschaftsvertretern bis zu interessiert lauschenden Punks mit dem unerlässlichen Sterni in der Hand.

Berlin, August 2006: Zwei langhaarige Rocker klingeln an der Botschaft der Republik Belarus in Treptow, sie wollen ein Geburtstagsgeschenk für den Präsidenten überreichen. Der verdutzte Botschaftsmitarbeiter erahnt kaum die Dimension der Aktion, denn das Geschenk ist zunächst eine simple Lederjacke; beistehende Journalisten werden den Skandal anderntags deutschlandweit berichten. In Anlehnung an Udo Lindbergs legendäre Lederjacke für Erich Honecker steht die Rockertracht symbolisch für die sofortige Aufhebung des Auftrittsverbots zahlreicher weißrussischer Bands in ihrer Heimat; samt einem beiliegenden CD-Sampler mit Songs dieser Bands. Erst 2008 werden die Auftrittverbote tatsächlich aufgehoben und 2011 wieder eingeführt, nunmehr nicht nur für weißrussische Musiker sondern für so namhafte Gruppen wie Rammstein gleich mit.

Dresden, März 2007: Die Steinberg-Sennwaldsche Theatercompagnie bringt das Stück: „Die Geschichte von Lukas Schenker, der lieber ein Krokodil sein wollte“ zur weltweiten Erstaufführung. Die Puppentheater-Geschichte erzählt über einen Kuhhirten, der auszog, um das Land der Sonne zu regieren, unterstützt vom Krokodil Wladimir und immer wieder behindert vom EU-Kasper.





Das realistische Politstück in drei Aufzügen bringt den Zuschauern die aktuelle Lage in Belarus näher.

Dresden, Mai 2008: Im Vorfeld der Fußball EM treffen sich Kultur- und Menschenrechtsaktivisten zum zweiten Sportevent des Vereins im Alaunpark. Im Match „Belarus gegen die Menschenrechte“ geht es heiß her: Es wird geschubst, getreten, gefoult was das Zeug hält, es fließen am Ende sogar Tränen. Doch der Schiedsrichter hat eine klare Meinung: Das Spiel geht zu haushohem Gunsten von Belarus aus. Der Unparteiische reißt sich vor der ersten Tracht Prügel schnell das Luka-Bärtchen vom Gesicht, streicht sich die Haare zurecht und wird so wieder Kulturaktivist.



Dresden, Dezember 2010: Erneut finden Präsidentschaftswahlen in Belarus statt, der Sieger steht bereits fest. Am Wahlabend erstrahlt eine Giebelwand an der vielbefahrenen Bautzner Straße zur weltersten lichtperformativen Demonstration. Während die Künstlerin auf der Projektionsfläche auf Zensur und politische Verfolgung im Land aufmerksam macht, versammeln sich im Licht der Projektoren die Demonstranten mit Fackeln und greifen so als Schatten interaktiv in die Demonstration ein.

Dresden, Juli 2011: Die Tage des Revolutionsführers Gaddafi sind gezählt, die Welt schaut gespannt auf Libyen. Doch nach der Wahl in Belarus sitzen noch immer zahlreiche politische Oppositionelle in Haft, Bands haben Auftrittsverbote und Intellektuelle aus Angst vor Repressionen das Land verlassen. Wochenlang zieren die Portraits von Hugo Chavez, Muammar Al-Gaddafi und Aleksander Lukaschenko unser Schaufenster, verbunden mit Erklärungen über deren Verflechtungen ...



VON PRAG NACH HOF

Anfang Oktober 1989 rollte der erste Zug mit Botschaftsflüchtlingen aus Prag in Richtung Westen. Als er durch die DDR fuhr, demonstrierten Tausende entlang der Strecke – oder versuchten, aufzuspringen. Nun machten sich Flüchtlinge von damals noch einmal auf die Gänsehaut-Fahrt.

Das Programm im Zug und an den Bahnhöfen wurde in zweijähriger Vorbereitungszeit entwickelt. Der „Zug der Freiheit“ sollte die Bedeutung der „Friedlichen Revolution“ für ganz Europa und insbesondere die Rolle der tschechischen Nachbarn 1989 unterstreichen, aber auch auf aktuelle Probleme in der demokratischen Entwicklung in Osteuropa hinweisen. Ein bunter Mix aus Musik, Literatur, Darstellender Kunst, Vorträgen und Interviews sowie aktionsorientierten Angeboten brachte die Thematik auch jungen Menschen näher. Verschiedene Veranstaltungen und Präsentationen in den Bahnhöfen in Dresden, Freiberg, Plauen, Gutenfürst sowie Hof rundeten das Programm ab.

Programm im Zug

Waggon 1: Hörspiel-Lounge – Kai-Uwe Kohlschmidt / Deutschland + verschiedene Musiker, wie Phil Shoenfeldt, Pavel Cingl, Solche etc.)

Waggon 2: 1989–2009 – Ausstellung Agentur Anzenberger / Österreich

Waggon 3: „Die Botschaftsflüchtlinge auf ihrer Fahrt von Prag nach Hof“ – Leihausstellung der BStU Dresden

Waggon 4: Dresdner Sinfoniker; Orange Alternative (Pomaranczowa Alternatywa)
Totalitarismuskitsch – Ausstellung Artur Klinau / Minsk

Waggon 5: „partisanen – Almanach für Unangepasstes“
Holger Wendland und Detlef Schweiger / Deutschland

Begleitendes Programm

AR*Train*89 – Internationaler Jugendaustausch in
Dresden 20.09.–04.10.2009

Zeitensprünge-Projekt „mc mampf versteht Bahnhof“
Planspiel der Europäischen Wirtschafts- & Sozialakademie

Zug der Freiheit in Zahlen

Insgesamt 385 Mitreisende

Besucher an den Bahnhöfen

Dresden 800 Besucher

Freiberg 1.300 Besucher

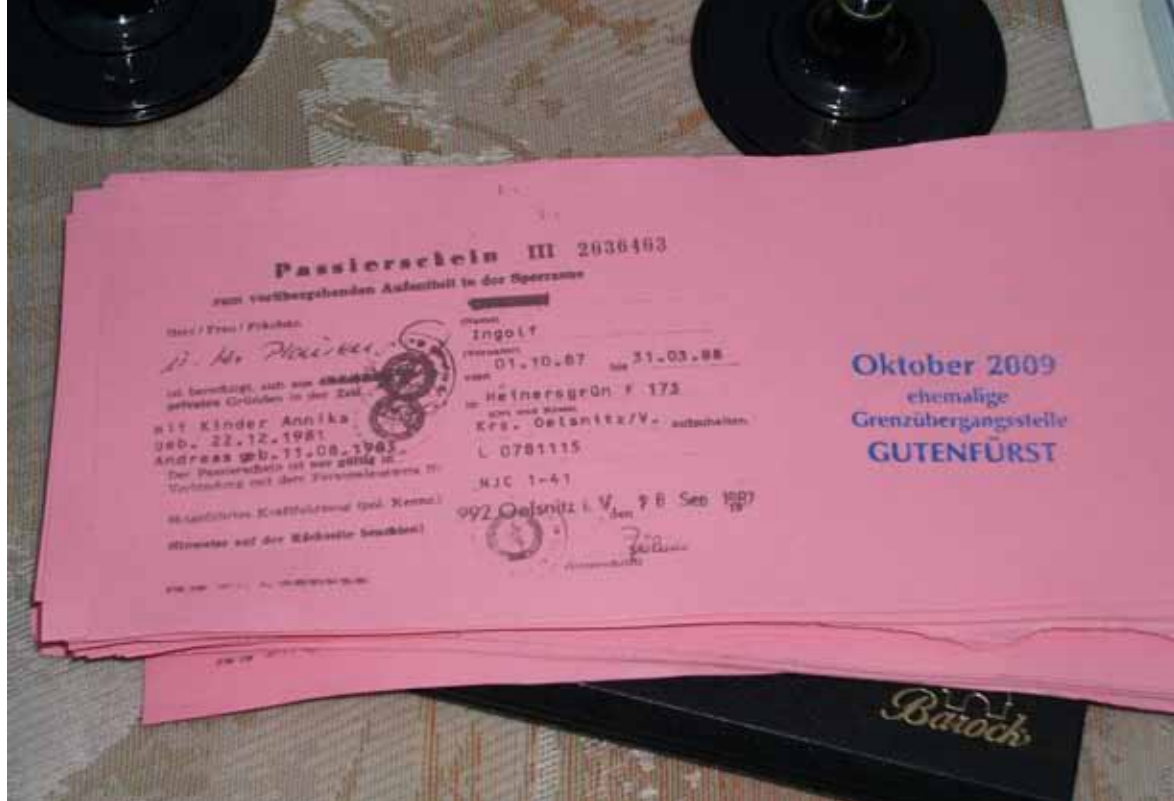
Chemnitz 450 Besucher

Plauen 300 Besucher

Gutenfürst 300 Besucher

Hof 2.500 Besucher





Presse

Kritischer ist die Medienberichterstattung bezüglich des Programms zu erwähnen, die allzu oft auf einzelne Flüchtlingsinterviews abstellte, ohne die von uns deutlich höhergewichteten inhaltlichen Schwerpunkte widerzugeben. Dies gilt zumindest für einzelne Medien. Insgesamt war die mediale Begleitung jedoch überwältigend. Bis hin zu unerwartet umfangreicher Berichterstattung in Japan fand der Zug seinen Weg in alle namhaften deutschen Medien. Herausragend waren die Berichte im Deutschlandradio, mdr figaro und der Deutschen Welle im Ausland. Medialer Höhepunkt national war sicherlich ein (wenn auch kurzer) Bericht in der ZDF-Nachrichtensendung „heute“ sowie eine Liveschaltung nach Hof bei „mdr aktuell“. Ausgewählte Videostreams, einen ausführlichen Pressespiegel sowie eine eigens produzierte Film-Dokumentation liegen in digitalisierter Form vor.

Hervorgehoben werden soll die Kooperation mit der Presseabteilung der Sächsischen Staatskanzlei, die am Vorabend des Zuges eine offizielle Gedenkveranstaltung in der Prager Botschaft organisierte. In pragmatisch-professioneller Zusammenarbeit konnten beide Veranstalter den Journalisten immer passende Lösungen anbieten.

Auch Bildungslücken wurden offenbar, als wenige Minuten vor Abfahrt des Zuges in Prag der offizielle tschechische Kanal CT1 um ein Live-Interview mit Mirko Sennewald ersuchte, allerdings den vereinbarten Dolmetscher vergessen hatte.

So entstand der wohl skurrilste Fernsehbeitrag mit einem tschechisch-stammelnden Deutschen, der zum Abschluss im Bildhintergrund davonrennt, offenbar um der Situation zu entfliehen, faktisch jedoch, um den Zug nicht zu verpassen.

Waggon 5:

„partisanen – Almanach für Unangepasstes“ – Holger Wendland und Detlef Schweiger / Deutschland (download über unsere website oder im Buchhandel)

Lange bevor die Generation „Internet und Handy“ die technischen Möglichkeiten entdeckte, Kunst und Information einfach elektronisch zu veröffentlichen, gab es Mittel und Wege politisch unliebsames, querulantes oder in der damaligen Sprachreglung „konterrevolutionäres“ Material zu veröffentlichen, insbesondere Künstler machten vom SAMIZDAT, dem illegalen Eigendruck, Gebrauch. Staatlich unerwünschte Literatur, Malerei und Grafik fanden so den Weg in die Gesellschaft. Von Hand zu Hand heimlich weitergereicht, unter teils abenteuerlichen Bedingungen gedruckt oder illegal auf Thermo-papier kopiert, spielte SAMIZDAT eine wichtige Rolle unter Künstlern und Oppositionellen. Der Almanach präsentiert eine Auswahl von Kunstdrucken, Fotografien und begleitet den Leser durch Interviews mit damaligen Akteuren bis hinein in die heutige Zeit, in der es vereinzelt noch SAMIZDAT gibt. „partisanen“ beleuchtet dabei nicht nur den Underground der DDR, sondern ebenso der anderen Staaten des ehemaligen Ostblocks.

DRESDEN: TOBIAS KÄPPLER

PRAGOMANIA



Das Pragomania ist ein Festival mit einer Vielzahl von verschiedenen Veranstaltungen in der Dresdner Neustadt. Autark gestartet, ist die Festival-Reihe nun ein fester Bestandteil der tschechisch-deutschen Kulturtag und steuert jährlich einen nicht unerheblichen „Jugend-affinen“ Kulturteil in Form von Konzerten, Partys, Lesungen oder Diavorträgen zum reichhaltigen Angebot bei. Die Veranstaltungsreihe gibt es bereits seit über zehn Jahren. Somit ist das Pragomania das kontinuierlich dienstälteste Projekt des Kultur Aktiv e. V. Über 50 Bands, Künstler & Performer haben in den verschiedensten Veranstaltungsorten, vorwiegend in der Dresdner Neustadt, mitgewirkt.

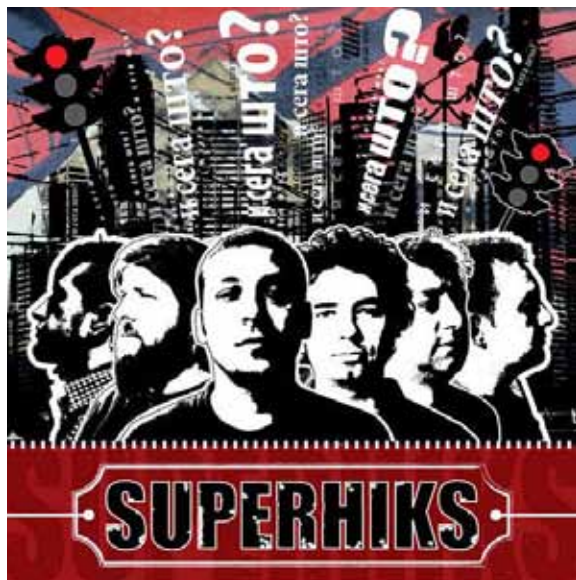
Highlights der letzten Jahre waren dabei die jährlichen Ausgaben der „Becherovka Ska Night“ sowie der „Becherovka Kicker Cup“. Die Firma Pernod Ricard (Becherovka) unterstützt das Projekt seit Jahren finanziell und logistisch.

Weitere Informationen unter www.pragomania.com

Projektleitung: Tobias Käppler
tobias.kaeppler@kulturaktiv.org



MUSIC WITHOUT BORDERS



Während manche EU-Mitglieder über die Wiedererichtung von Grenzkontrollen oder Ausschlüssen einzelner Ländern faseln, muss ihnen das kleingeistige, parzellierte und oft zerstrittene Europa der Vergangenheit entfallen sein. Wenn heutzutage die mazedonische Ska-Band „Superhiks“ ihren Bus packt, um auf Tour zu gehen, kann man das alte Europa noch erleben:

Neben den Instrumenten packen sie vor allem die Zollpapiere ein und ihre Reisepässe, manchmal noch nach langwierigen Visaverfahren. An den Grenzen, die im ehemaligen Jugoslawien nun existieren, erwarten die

Musiker umständliche Kontrollprozeduren. Wer einmal nachts den kompletten Tourbus zur Zollkontrolle ausgepackt hat, wird die Freizügigkeit in EU-Europa schätzen. Aufgrund der EU-Visaregelungen waren fast alle Staaten des ehemaligen Jugoslawien vom Musikmarkt nahezu zwei Jahrzehnte ausgeschlossen und somit Besuche von naheliegenden Festivals, wie dem Sziget in Budapest, unmöglich. Auftritte von Musikern im EU-Ausland waren kompliziert, umgekehrt fanden ausländische Musiker allenthalben einen Programmplatz im legendär gewordenen Festival Exit in Novi Sad.

Neben den Staatsgrenzen existieren noch ganz andere Grenzen auf dem westlichen Balkan. Oft eher nebeneinander als miteinander leben verschiedene Volksgruppen: Mazedonier, Kroaten, Serben, Albaner, Roma, Deutsche und viele andere mehr.

Das Projekt „Music Without Borders“ nutzt zum einen die Musik, um diese Grenzen zu überwinden, zum anderen hilft es den Musikern vor Ort. Mit unseren Partnervereinen Taksirat (Skopje/Mazedonien), Generator (Vranje/Serbien) und Youth Peace Group Danube (Vukovar/Kroatien) tauschen wir seit 2011, dank der Förderung durch die Europäische Union, aktiv Bands aus. Manchmal können Konzerte dann auch zum Politikum werden, wenn z. B. eine serbische Band im vom Bürgerkrieg schwer zerstörten Vukovar auftritt, oder albanischstämmige Musiker das mazedonische Publikum rocken. Die Erfahrung, gemeinsam zu musizieren und



Machine de Beauvoir aus Dresden auf dem Balkan Streets Festival in Vranje (Serbien) 2011

gemeinsam Musik zu erleben, hilft vor allem der jüngeren Generation, langsam die Grenzen aufzuweichen.

Die jahrelangen Konflikte haben die Entwicklung einer lebendigen Musikszene samt notwendiger Liveclubs nicht zugelassen. „Music Without Borders“ bringt mit zahlreichen Experten und Musikprofis aus Deutschland, insbesondere aus Dresden, Know-how für Musiker und Manager mit: vom kleinen DIY-Musiker, der mit fast nichts seine großen Pläne angeht, bis hin zum Megapromoter, der mit einer Heerschar von Assistenten große Musikarenen bespielt. Unsere Workshops und Konferenzen bieten zahlreiche Informations- und vor

allem Kontaktmöglichkeiten. Bislang hat sich ein quirliges Netzwerk über Ländergrenzen hinweg entwickelt, von dem die Musiker profitieren.

Und so packen wieder Bands wie die „Superhiks“ ihre Busse, stecken Zollpapiere und Pässe ein und machen sich auf die beschwerliche, aber erfolgreiche Reise zu Fans und Freunden über den gesamten Balkan.

MOLDAWIEN: MATTHIAS SCHUMANN

MOLNISTRIEN - TRANSDAWIEN

VERSUCH ÜBER EIN LAND, DAS ZWEI SIND, OBWOHL ES KEINES SEIN WILL



Martini whiskey on the rocks life on the top the party never stops!

Die vielseitigen Aktivitäten der Kulturaktiven umspannten in den vergangenen zehn Jahren eine ganz ansehnliche Anzahl von Ländern und Regionen jenseits von Oder und Prießnitz. Von Warschau bis Wladiwostok, von Jalta bis Jakutsk entwickelten sich transkaukasische Projekte und pragomanische Freundschaften; trotzdem bleiben ausreichend „weiße“ Flecken auf der östlichen Kulturlandkarte, die es in den kommenden Jahren mit Leben zu füllen gilt. Die Kulturaktivisten unternahmen 2009 eine Reise an den südöstlichen Rand Europas.

She's not part of any scene. She's more like a dream I don't want to wake up from!

Moldawien hat sich seinem Namen einem Fluss entlehnt, doch der fließt nicht einmal auf dessen Territorium. Ein widersprüchliches, umbrechendes, zerrissenes Land. Der ehemalige Weinberg und ein Teil der Kornkammer der Sowjetunion, eingezwängt zwischen Rumänien mit allen seinen europäischen Versprechungen und der Ukraine im Südosten, ein Underdog unter den osteuropäischen Underdogs, das wirtschaftliche Schlusslicht hinter dem wirtschaftlich schwachen Albanien, eine Urlandschaft der reichen europäischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, früher als Bessarabien bekannt. Ein Land, dessen Weinkeller länger sind als dessen Ost-West-Ausdehnung.

Vier Amtssprachen werden von einer Gesamtpopulation von gerade einmal dreieinhalb Millionen Einwohner gesprochen. In welchem anderen europäischen Land findet man noch so eine sprachliche Vielfalt?

You see It's all about me The servants and the king I'm the ruler of the world

Auf einem Zehntel der Fläche Moldawiens, östlich des Flusses Dnister, lebt etwa ein Fünftel der Bevölkerung in einem eigenen Kleinstaat; Transnistrien. Von keinem Staat der Welt anerkannt, aber ausgestattet mit eigener Währung und einem eigenen Präsidenten, der bis vor wenigen Monaten Igor Smirnow hieß, der mit seinem Firmenimperium SHERIFF ein Vermögen machte und eines der modernsten Stadien Südosteuropas bauen ließ. Ein Kleinstaat mit der höchsten Lenin-Statuendichte in Europa und einer Jugendorganisation, die das Hohelied auf Che Guevara und Putin singt. Ein Land, in welchem seine Bürger neben dem moldawischen noch mindestens einen rumänischen, ukrainischen oder russischen Pass besitzen.

Wait, I'm ready at the gate. Don't tell me it's too late.

Der Fotograf Matthias Schumann reiste zusammen mit Kulturaktiv im Herbst 2009 und im Spätsommer des letzten Jahres in das Moldawien jenseits und diesseits des Flusses Dnister, um dem Land beim Feiern zuzusehen.

Songtext (Auszüge) der Band Zdob și Zdub Songtitle: So Lucky

links: Ende August 2011 feierten die Moldauer in der Hauptstadt Chisinau ihren 20. Jahrestag der Unabhängigkeit mit einer großen Militärparade.

Ein Foto vor der Statue des Nationalhelden Stefan dem Großen gehört zum Pflichtprogramm. Auch Rumänien reklamiert den Kriegsherren für seine Geschichtsschreibung.





rechts: Die Feste gleichen sich in beiden Landesteilen, wenn auch aus unterschiedlichem Anlass gefeiert wird.

Nationalfeiertage beginnen mit Militärparaden, bevor sie in Volks(trachten)feiern übergehen.

oben: Der Schulanfang am ersten September wird wie hier in Rybnitz nach alter sowjetischer Tradition mit

Kulturprogramm und Schleife zelebriert.









oben: Aber auch jenseits der bekannten touristischen Pfade gibt es Interessantes zu entdecken, wie in dem Dörfchen Raskow im Norden Transistriens, in dem noch Gotteshäuser von vier Religionen - hier die Ruine der Synagoge - vom friedlichen Zusammenleben verschiedener Glaubensgemeinschaften zeugen. links: In Soroca an der Grenze zur Ukraine präsentierten moldawische Roma ihren Reichtum durch große und fantasievoll gestaltete Kastellos.

TRANSIT II

NAUKAN – IM OSTEN „DER WESTEN“

Amerika. So nah. Der Kegel am Horizont ist Cape Mountain unweit des Cape Prince of Wales, dem westlichsten Punkt des Amerikanischen Festlandes. An klaren Tagen ist er gut zu sehen von der tschuktschischen Küste. Et was mehr als achtzig Kilometer Luftlinie trennen die beiden Kontinente zwischen Cape Prince of Wales und Kap Deschnjew, dem Ostkap Asiens. Mehr als vierzig Jahre lang schienen diese achtzig Kilometer unüberbrückbar. Die Meerenge der Beringstraße trennte nicht nur die beiden Kontinente, sondern war zugleich auch

Pufferzone zwischen zwei Weltsystemen. Hier war der „Osten“ zu Ende. Weiter im Osten, an der gegenüberliegenden Küste der Beringstraße begann der „Westen“.

Diese geografische Gedankenspiele drängten sich mir beim Blick über die Beringstraße auf, war ich doch in den zehn Jahren zwischen 1985 und 1995 immer weiter nach Osten vorgedrungen und hatte die verschiedensten Landesteile des Sowjetimperiums bereist und letztlich miterlebt, wie es sich öffnete und wie es zerfiel.



Für DDR-Bürger waren die individuellen Reisemöglichkeiten vor der Wende extrem beschränkt. Mir wurden die fünf Länder, die wir offiziell bereisen konnten - Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien und Bulgarien - schnell zu eng. Während meines Studiums erfuhr ich erstmals von der Möglichkeit, mittels eines Transitvisums in die Sowjetunion einzureisen und dann weiter in der Grauzone der Legalität im Land zu reisen. Das versprach Abenteuer, denn das Territorium der Sowjetunion bot von der Arktis bis zu den Subtropen alle Klimazonen und erstreckte sich über 11 Zeitzonen.

Meine ersten „Transit“-Reisen führten mich mit Freunden 1985 und 1986 in das Fangebirge und in die Städte Mittelasiens. Es waren erste Begegnungen mit islamischer Kultur und unsere ersten Hochgebirgstouren. Und wir wurden Augenzeugen der beginnenden Perestroika in einer Zeit, in der das öffentliche Leben in der DDR in wirtschaftlicher und kultureller Stagnation verharrte. Es war zum „davonlaufen“. Unsere „Flucht“ aus dem DDR-Alltag führte nach Osten. Mit jeder Reise öffneten sich neue Ziele und neue Träume. Weitere Touren mit Transitvisum unternahm ich in den Kaukasus, an den Baikalsee und zuletzt im Sommer 1989 auf dem Fluss Aldan in Jakutien. Über drei Wochen waren wir auf uns allein gestellt in der Taiga unterwegs, erst zu Fuß, dann mit einem selbstgebauten Katamaran auf dem Fluss. Es war ein großes Abenteuer, die Rückkehr aus Sibirien jedoch ein Schock.

Ungarn hatte die Grenzen geöffnet. Viele Freunde und Verwandte nutzten diese Möglichkeit in den Westen zu fliehen. Zu Hause herrschte Endzeitstimmung. Die Situation im Land war äußerst angespannt und spannend zugleich. Im September 1989 war ich mir nicht sicher, ob wir das Land jemals wieder verlassen können. Dann

kam der Umbruch im Oktober. Die Züge mit den Botenschaftsflüchtlingen aus Prag passierten den Dresdner Hauptbahnhof, es kam zu ersten Demonstrationen: Polizei mit Knüppeln und Schilden, zwei Freunde wurden am 7. Oktober, dem 40. Jahrestag der DDR, verhaftet. Es begannen offene politische Diskussionen an der Uni, der Aufruf des neuen Forums forderte Reformen, Montagsdemos wurden zum Ritual. Honecker trat ab, am 9. November die Öffnung der Mauer, im Dezember die Sturmung der Stasi-Zentrale an der Bautzener Straße - in diesen spannenden drei Monaten zerfiel der Sozialismus nicht nur in Dresden und in der DDR, sondern auch in den wenigen Ländern, die wir offiziell bereisen durften.

Ein halbes Jahr später bekamen wir dann noch „harte Währung“ und im Oktober 1990 mit der Wiedervereinigung auch noch einen „richtigen“ Reisepass. Wir konnten plötzlich überall hin, doch schon auf den ersten Auslandstouren nach der Wende spürte ich, dass sich der Charakter des Reisens damit grundlegend änderte. Kamen wir auf unseren „Transit“-Touren als „Gleiche“, wurden wir fortan als Bürger des wiedervereinigten Deutschland in fast allen Ländern erst einmal als „Reiche“ gesehen.

links: Das Deshnjew-Denkmal der 1958 geschlossenen Eskimo-Siedlung Naukan nahe Kap Deshnjew war einst ein Leuchtturm, der mit einer Radionuklidbatterie (im Vordergrund) gespeist wurde.

Über die Beringstraße kann man rechts die Ratmanow-Insel sehen und links Cape Mountain nahe des Cape Prince of Wales auf dem amerikanischen Festland.



Die 1958 geschlossene Eskimo-Siedlung Naukan liegt ganz in der Nähe vom Kap Deschnjew

Als die ganze Welt uns als potentielles Reiseziel offen stand, rückte eine Zeitungsmeldung im Frühjahr 1991 die Sowjetunion wieder in meinen Fokus. Kamtschatka – ganz oben auf der Wunschliste meiner früheren Reiseträume – war nicht länger gesperrtes Gebiet. Die vulkanreiche Halbinsel am Pazifik war nun auch für Ausländer zugänglich. Mit zwei Freunden, dem Maler Ullrich Wannhoff und dem im Dresdner Exil lebenden Iraner Kamrouz Kianouri, brach ich drei Monate später nach Kamtschatka auf.

Noch ehe wir jedoch in den ersten Vulkankrater blicken konnten, erlebten wir in dem kleinen Dorf Esso an der Peripherie des Landes mit, wie in Moskau offen gegen Gorbatschow geputscht wurde. Das Fernsehprogramm bestand aus monotonem Verlesen von Erlassen

des Obersten Sowjets – keine Informationen darüber, was in der 6500 Kilometer entfernten Hauptstadt ablief. Angst grassierte, dass kommunistische Hardliner das Rad der Perestroika zurückdrehen könnten.

Nach drei Tagen war der Putsch niedergeschlagen, Jelzin der neue starke Mann. Gorbatschow trat ab. Während er bei uns als einer der „Väter“ der Wiedervereinigung immer noch Achtung genießt, gilt er in der ehemaligen Sowjetunion der Mehrheit als Totengräber der einstigen Weltmacht. Der Putsch leitete nicht nur das Ende der Sowjetunion ein, sondern auch das Ende der Perestroika, der „Umgestaltung“. In der Ära Jelzin sollte es fortan nicht um neue Wege zur Gestaltung der Gesellschaft gehen, sondern um Umverteilung. Inflation setzte ein. Der Zerfallsprozess der Sowjetunion verlief



Der Yupik-Eskimo Grigori Nikolajewitsch Inpatagin wurde in Naukan geboren, das später von der Sowjet-Verwaltung geschlossen wurde. Er lebt mit seiner Familie seitdem in Uelen.

atemberaubend schnell, brutal und unsozial. Mit der Supermacht zerfielen auch die ethischen Werte des Zusammenlebens. Die Gesellschaft verrohte zusehends. In mehreren der ehemaligen Sowjetrepubliken brachen Kriege aus. In den Städten grassierte Kriminalität. Auf der anderen Seite eröffneten sich nie dagewesene Freiräume für privates Unternehmertum. Im Land wurden Sperrzonen aufgehoben und Grenzgebiete frei zugänglich und die individuelle Mobilität nicht länger vom Staat reglementiert. Nach Außen öffnete sich das Land für den „Westen“ und für uns „Neu-Westler“ neue Horizonte.

Dreimal besuchte ich zwischen 1991 und 1993 die Halbinsel Kamtschatka. Zwei Jahre später fuhr ich erstmals auf die Tschuktschenhalbinsel, um für ein Buchprojekt

über den geplanten Beringian-Heritage-International-Park zu fotografieren. Dieser Park sollte grenzübergreifend das naturhistorische und kulturelle Erbe der in der Eiszeit existenten Beringia-Landbrücke schützen.

Ich flog über Amerika nach Tschukotka ein – westwärts in den entferntesten „Osten“. Im kleinen Grenzverkehr brachte mich eine zweimotorige Piper der Bering Air von Nome über St.-Lorenz-Insel nach Providenia. Auf Vermittlung eines Freundes aus Anadyr konnte ich mehrere Wochen in Uelen, der östlichsten bewohnten Siedlung Asiens, bei der Familie Wukwutagin wohnen, die ich vorher überhaupt nicht kannte. Ich war mit den Bewohnern Uelens auf Walfang und auf Walrossjagd und im benachbarten Inchoun zum Augustschlachten der Rentiere. Einer meiner Fotostreifzüge führte mich

nach Naukan einer aufgegebenen Siedlung nahe Kap Deschnjew.

Der östlichste Punkt Asiens – „des Ostens“ – liegt auf 169° 39' westlicher Länge und ist dem westlichsten Punkt des nahen Amerikas immer einen Tag voraus. Kap Deschnjew ist nicht spektakulär, ein eher unscheinbarer Felsvorsprung, der am weitesten nach Osten aus der Steilküste herausragt. Nur wenige kleine Buchten erlauben es, mit Booten an dieser felsigen Küste anzulegen. In einer dieser Buchten, ein paar Kilometer südlich des Kaps gelegen, befinden sich die Ruinen von Naukan. Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts war es eine der bedeutendsten Siedlungen der asiatischen Eskimo, die sich entgegen aller westlicher „political correctness“ auf der russischen Seite der Beringstraße selbst so bezeichnen.

Gut geschützt liegt das Dorf zu beiden Seiten eines Baches an steilen Hängen. Die Reste von Jarangas, den auf runden Steinwällen errichteten Zelten, von Erdhütten, Vorratsgruben, Trockengestellen für Boote und einigen Holzhäusern künden von der ehemaligen Siedlungsstruktur des Ortes. Als Baumaterial benutzten die Küstenbewohner meist Walkknochen, die in der baumlosen Tundra als Ersatz für Holz dienten. Die Ruinen von Naukan lassen ahnen, welche Bedeutung diese Waljägersiedlung im Nordosten der Tschuktschenhalbinsel noch in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts besaß.

Naukan war ein idealer Platz für die Meeresjagd. Da die Meeressäuger auf ihrer jahreszeitlichen Migration diese schmale Meerenge passieren müssen, kommt es lokal begrenzt zu einem überreichen Angebot an Nahrung. Das machte es überhaupt erst möglich, dass sich vor mehreren tausend Jahren Menschen in diesem ex-

tremen Lebensraum ansiedelten. Die Region der Beringstraße gilt als die Wiege der Eskimokultur, die von der Meeresjagd geprägt ist. Von hieraus breitet sie sich entlang der gesamten Nordküste Amerikas bis nach Grönland aus. Lange bevor die Existenz dieser Meerenge in Europa bekannt wurde, kreuzten die Eskimo zwischen den Kontinenten, schufen innerhalb ihres Volkes eine kulturelle Brücke zwischen Asien und Amerika.

Als 1648 der Kosak Semjon Deschnjew in dieses Gebiet vordrang und als vermutlich erster Europäer das nach ihm benannte Ostkap Asiens umsegelte, wird er die geografische Dimension seiner Fahrt nicht erfasst haben. Auch für den in russischen Diensten stehenden dänischen Kapitän Vitus Bering, der 80 Jahre später im Auftrag des Zaren die Küsten im Osten des Russischen Imperiums erkundete, blieb die amerikanische Seite der später nach ihm benannten Meerenge im Nebel verborgen. Administrativ gehört die Tschuktschenhalbinsel seit diesen Fahrten zu Russland, praktisch blieb der Einfluss der Russen auf die Lebensweise der am Rand des Zarenreiches lebenden Eskimo und Tschuktschen aber bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein gering.

Erst mit der Durchsetzung der Sowjetmacht auf der Tschuktschenhalbinsel vollzogen sich in allen Lebensbereichen tiefgreifende Veränderungen, in deren Folge sich die traditionellen sozialen Strukturen nahezu auflösten. Die Urbevölkerung wurde in das sowjetische Wirtschafts- und Gesellschaftssystem integriert. In mehreren Perioden wurden alle Dörfer an der Küste der Beringstraße zwischen Uelen und Lavrentia geschlossen und die Bewohner zwangsweise, zum Teil mehrmals umgesiedelt. Das Zusammenlegen von Dörfern führte zu einer starken Vermischung der ethnischen Gruppen,



Reste einer Jaranga (Zelt) in Naukan



so dass Russisch sich als vermittelnde Sprache bei den Ureinwohnern durchsetzte. Auch wenn für die Umsiedlung offiziell meist Rentabilitätsgründe angeführt wurden, spielten dabei auch bessere Möglichkeiten für Integration und Kontrolle der Küstenbewohner, sowie militärische Gesichtspunkte die entscheidende Rolle. Für viele Tschuktschen und Eskimo bedeutete das „sowjetisierte“ Leben den vollständigen Kulturverlust. Es gibt bis heute eine überdurchschnittlich hohe Selbstmordrate und starken Alkoholmissbrauch unter der indigenen Bevölkerung.

Naukan, die Siedlung, von der aus Amerika zu sehen ist, wurde 1958 geschlossen, die Bewohner mussten nach Uelen und Nunjamo umsiedeln, von dort aus später in die Gebietshauptstadt Lavrentia. Naukan wurde Grenzgebiet. Die Reste der Siedlung bilden heute ein archäologisches Denkmal. Es sollte Teil des geplanten Beringian-Heritage-Projektes werden. Doch daraus wurde nichts. Der russischen Administration waren die kritischen Wissenschaftler und Journalisten aus dem Ausland ein Dorn im Auge. Die Regierung blockierte das Projekt. Als ich 1996 und 1997 als Aufnahmeleiter für ein Fernseheteam abermals nach Tschukotka fuhr, spürte ich deutlich, dass die Zeit der Öffnung vorbei war. Nach einer kurzen „Tauperiode“ begann Russland sich wieder mehr gegen den Westen abzuschotten.

Naukan war insofern für mich nicht nur geografisch ein Endpunkt, sondern auch noch auf einer anderen Ebene. Ich musste erst ganz nach Osten reisen, um im Westen anzukommen.

Die Gräber auf dem Friedhof am Rande von Naukan wandern mit jeder Schneeschmelze in Richtung Meer.

IMPRESSUM PARTISANEN

Herausgeber: Holger Wendland, Kultur Aktiv e.V.

Layout/Entwurf: cocoon | büro für design, www.cocoon-designbuero.de

Druck: Druckservice Albrecht Schirmer, Lichtenstein, Tel.: 037204 / 34 13 20, info@druckservice-schirmer.de

Redaktion: Holger Wendland, Jan Uwe Stahr, Kerstin Thierschmidt, Tobias Käppler, Mick Ten, Mirko Sennewald, Marcus Oertel, Swen Steinberg, Arman Padaryan, Matthias Schumann, Jan Oelker, Inga Themel, Patrick Puri, Sabine Zimmermann-Törne; Christoph Ferber gebührt Dank für die Übertragung Ossip Mandelstam „Der Kutscher“ extra für partisanen **Bildnachweis:** Archiv Kultur Aktiv e.V. (Christiane Kunze): S. 41, 45, 46, 47, 49, 50; Archiv Other Space Foundation: S. 28, 33; Peter Kunze: S. 55; Igor Ljankevich: S. 35,36,39; Marina Napruschkina: S. 43; Jan Oelker: S. 64, 66, 69, 70; Elena Pagel: S. 31; Zaven Sargsyan: S. 20,21,22, 24, 27; Igor Savchenko: S. 42; Matthias Schuhmann: S. 1, 15, 56, 58, 60, 61, 62, 63, 72; Superhiks: S. 54; Holger Wendland: S. 7,8,11,12,14,16,17, 44

Copyright: KulturAktiv e.V., Louisenstraße 29, 01099 Dresden / buchlabor edition raute 2012;

ISBN 978-3-929693-79-9



Gefördert durch die Kulturstiftung des Freistaates Sachsen, die Europäische Kommission und unterstützt von Becherovka. Herzlichen Dank!



JUGEND für Europa
Deutsche Agentur
für das EU-Programm
JUGEND IN AKTION

living europe



G | M | F The German Marshall Fund
of the United States
STRENGTHENING TRANSATLANTIC COOPERATION

Robert Bosch Stiftung



Wir danken den Förderern für die tatkräftige Hilfe in den letzten zehn Jahren! Nur mit dieser Unterstützung konnten wir so Vieles erreichen!

